P. o. germ.

Messmer

933 ad

Bayerische Staatsbibliothek
<36646312460013

27

Alois Messmer.

ALOIS MESSMER.

Leben und Gedichte,

herausgegeben

von

Joh. Georg Vonbank.

1890.

Druck und Verlag der Trappisten in Mariannhill,

Natal, Süd-Africa.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Am 24. August 1857 starb zu Albano bei Rom Prof. Alois Meßmer im fünfunddreißigsten Lebensjahre. Auf Veranlassung des damaligen Fürstbischofs Vinzenz von Brixen erschien 1860 bei Weger in Brixen „Alois Meßmer, Prof. der Theologie, ein Lebensbild gezeichnet nach dessen Tagebuch, Briefen etc. von J. G. Vonbank, k. k. Gymnasialprofessor, herausgegeben in 2 Bändchen von Dr. J. Ch. Mitterrutzner."

Es war der Wunsch des Fürstbischofs Vinzenz, daß Meßmer's zahlreiche Gedichte dem Lebensbilde an Ort und Stelle eingereiht werden sollen, damit deren Genesis klar und das Verständnis erleichtert würde. Eine solche Anordnung hatte sicher Manches für sich.

Allein seitdem wurde wiederholt und namentlich in neuester Zeit von den kompetentesten Seiten die Ansicht und der Wunsch geäußert, daß Meßmer's Gedichte auch separat in einem stattlichen Bande in die Welt zu schicken wären und zwar aus einem dreifachen Grunde: erstlich weil sich seit dem Erscheinen des Lebensbildes im Jahre 1860 manche noch ungedruckte oder in verschiedenen Zeitschriften zerstreute Gedichte Meßmer's vor-

gefunden haben, welche den Herausgebern des Lebensbildes nicht bekannt waren; sodann weil das Lebensbild selbst zur Zeit im Buchhandel gar nicht mehr vorräthig ist und deshalb Meßmer's Gedichte dem Publikum nicht mehr zugänglich sind; endlich weil Meßmer's Gedichte, die kleineren und größeren, voll des religiösen, patriotischen und ästhetischen Wertes sind und folglich um jeden Preis der Vergessenheit entrissen werden sollen. Es handle sich dabei, so hieß es allgemein, um eine Pflicht der Pietät gegen den gestorbenen Dichter und um eine patriotische That für Tirol.

Aus solchen Gründen ging ich noch einmal mit Freude und Wehmut an die, an und für sich so lockende Arbeit und lege das Ergebnis hier allen Berufenen vor Augen. Möge der Hingegangene mich entschuldigen, wenn die That hinter meinem Wollen zurückblieb. Wo wäre derjenige zu finden, der an die Geistesgröße Meßmer's hinanreicht! — Eine Freude für mich und eine große Genugthuung für meine Arbeit war es, als ich in dem Hochwürdigsten Abte von Mariannhill einen Mann fand, welcher Sachverständnis, Patriotismus und Christentum genug besaß, um sofort auf das gestellte Ansuchen einzugehen, das vorliegende Werk über Meßmer in Druck und Verlag zu nehmen. Der Abt wird auch, wie sich heute schon zeigt, seinen Schritt weder vom moralischen noch vom ökonomisch-materiellen Standpunkte aus zu bereuen haben. — Es sei noch bemerkt, daß Dr. Mitterrutzner, k. k. Gymnasial-Direktor in Brixen, Herausgeber der meisten übrigen Schriftwerke Meßmer's, mir bei Zusammenstellung des vorliegenden Buches auf Ansuchen bereitwilligst seine Dienste bot.

Da Meßmer's Gedichte nicht erfunden und studiert, sondern gelebt sind, da sie nicht einer willkürlichen Stoffwahl, einem vorgefaßten Entschlusse, einem vorausgegangenen Studium entspringen, sondern unwillkürlich aus dem innern und äußern Leben hervorquellen, so ist bei Meßmer, wie bei allen ähnlichen und echten Dichtern, der Schlüssel des Lebens zum Verständnisse der Lieder unentbehrlich. Meßmer's Leben war ein Gedicht, was man leider nicht von allen deutschen Dichtern sagen kann.

Ich werde nun zunächst einem unparteiischen Erzähler und kompetenten Richter, Dr. Alfred Muth, das Wort ertheilen, welcher im Jahre 1875 auf Grundlage des obenerwähnten, bei Weger erschienenen Lebensbildes einen Aufsatz über Meßmer's Leben und Dichten im „Deutschen Hausschatz" (Jahrgang 1875, S. 759—764 und S. 778—79.) niedergelegt hat. Der Aufsatz enthält nicht nur eine anziehende, sachgetreue Skizze von Meßmer's Leben, sondern auch ein Urtheil, eine Kritik, nämlich den Eindruck, welchen der Dichter Alois Meßmer auf den Dichter Alfred Muth gemacht hat. Daran werde ich dann schließen, was ich des weitern über Meßmer's Leben und Dichten Jahr für Jahr zum Verständnisse seiner Lieder, welche in chronologischer Reihenfolge im Buche aufgenommen sind, zu sagen habe.

Mariannhill, Natal, Südafrika, im Jänner 1890.

Der Herausgeber.

Alois Messmer.

Ein Lebensabriß.

Alois Meßmer wurde am 11. November 1822 zu Nassereut in Tirol an der Grenze gegen Bayern geboren. Seine Eltern waren einfache, brave Bauersleute, wie das Hochland sie nährt. Daß dort mit den Jochprimeln im Gestein auch in den Menschenherzen Blumen aufgehen müssen mit goldgelben Kelchtrauben und süßem Duft, wem will es eigen vorkommen? Hier wiegt sich der Falk, pfeift der „Steinröthel“ und andere Bergvögel. Besonders aber waren ein kleiner Quellensee, frisch und klar bis auf den Grund, und eine Kalkfelsenkuppe mit sparsamen Grasplätzen, nied'rem Strauchwerk und zerstreuten knorrigen Fichten des Knaben Lieblinge. Er selbst schreibt später in seinen Reiseblättern: „Der Wechsel von Licht und Luft legt allerlei Putz und Veränderung über das starre Felsengesicht; die Nebel ziehen auf und nieder, grell bricht sich der Sonnenstrahl an dem weißgrauen Gestein, wehmütig rückt der Abendpurpur hinauf, geisterhaft glänzt das volle Mondlicht herab, besonders in der kalten Winternacht. Außerdem beherbergt die ausgedehnte Felsenburg eine ganze Schaar neckischer, nie schlummernder Geister, die fangen jeden Ton, der aus dem Dorf heraufschallt,

begierig auf und erzählen ihn weiter. Besonders fließt bei günstiger Luft im Sommer des Morgens und Abends ein Getöne herab wie von tausend Harfen und es schwillt an und verliert sich wieder zu leisem Flüstern, wie der Odem des Windes. Woher anders kann das wol kommen, als davon, daß die Geister des Berges um diese Stunde feierlichen Ein=und Auszug halten? Allerdings wollte mir der prosaische Verstand späterhin weismachen, das sei der Widerhall der Heerdeglocken. Genug, der Berg war für mich belebt, und wenn ich nun Stunden und Stunden davorsaß, so gaben sich seine Bewohner wol auch zu erkennen: bald mutwillige Kobolde, die Gesichter schnitten, bald lichte Frauen mit goldenem Haar und woltönendem Saitenspiel, oder eiserne Ritter mit Schwert und Schild. Und nach und nach wurden die Steinbänke zu Mauern und Thürmen mit leuchtenden Kuppeln und Zinnen und erhoben sich droben die Stadt Babylon und die Stadt Jerusalem und die Stadt Rom mit so lebhafter Gegenwart, wie sie im „Leben Christi“ phantastisch im Holzschnitt abgebildet waren. Nimm Stifter's Juvel einer „Studie,“ „Das Haidedorf,“ mit dem originellen Treiben des Buben auf der einsamschönen Haide mit ihrem Gestein, ihrem Wachholder und dem vieltausendfachen Blumenleben und du hast unseren Alois Meßmer: „König ist der Hirtenknabe, grüner Hügel ist sein Thron.“ Oder du selbst hast es vielleicht wie Alois erfahren, als der Vater dich zuerst mitgenommen auf fremde Bergeshöhe: „Die Welt schien unermeßlich weit und draußen an der Grenze des Horizontes, wo Himmel und Erde in einander rannen, wußte man nur eine Schranke des ohnmächtigen Auges. Da lagen Feld, Wald, Bäche, Seen, Hügel, Fruchtland und Waldstrecken, Kirche, Ortschaften auf einem weiten Halbrund beisammen. Die Sonne war indessen tiefer hinabgegangen und senkte sich der Ebene zu — das erste Mal, daß ich sie verwundert unter mir erblickte und jenes

süße, sanfte Licht sah, das sie bei so tiefem Stande verklärend über die Gegenstände ausgießt, und die goldenen Wolken, die weit draußen in phantastischen Gestalten wie eine Feenschaar um die Ebene lagen."

Gleich in der Volksschule errang der kleine Alois Preise, malte auch unter eines kunstsinnigen Försters Anleitung Füchse und Dachse und holländische Villen mit zerrissener Wäsche trefflich; doch war ihm auch schon früh eingeprägt worden, daß Fleiß und Sitten mehr zieren als Kopf und Talent. Im Jahre 1835 finden wir ihn am Gymnasium in Innsbruck, wo er gleich als erster Preisträger unter 47 Mitschülern das Schuljahr schloß. Dabei ahmte er Virgil und Klopstock in Liedern nach, und als er Eichen in der Umgegend endeckt, stieg er wie ein Hainbündler empor und vollführte germanisches Bardengebrüll. Nun, für etwas begeistern muß man sich schon frühe und ein Jüngling, der nie dichtete, hat eine Lücke in seiner Bildung. So sehr er denn auch in klassischer Bildung fortschritt und immer Preise errang, unrichtig wäre es, würde man sich Meßmer bloß als den stillen, einsamen Schüler denken, der emsig und ruhig bei seinem Buche sitzt, ohne nach einer anderen Freude Bedürfnis und Verlangen zu haben. Er war vielmehr das Gegentheil von dem, und über die Bücher und Wissenschaften gingen ihm die Freuden an der Natur und an den Menschen. Bald liegt er im Gras und schaut den Wolken zu und denkt: wie sie eilen, so wird Alles, Alles dahinfließen! Oder er lauscht den Grillen im Garten, steigt in's Gebirg nach Alpenblumen, und selbst der Winter kann ihn nicht in's Zimmer sperren: „Das Baumgewirre, wenn es dicht mit Schnee belastet in die Luft aufstarrt, hat etwas Wildromantisches, und wenn ich auf die Schneeberge im rothen Winterglanz hinschaue, meine ich, ich müsse einen alten Nordlandshelden über die Fläche hinschreiten und Geister in Feenpaläsien erscheinen sehen." Beim Besuch einer Grube hätte er bald gar den Tod im

Abgrund gefunden: „Ich fühle, wie man nach Gefahren fromm werden kann und den Wert des Lebens doppelt empfindet, ähnlich wie bei einer edlen Pflanze der Duft durch Reibung sich verstärkt. Aber ich will auch dieses Leben heilig halten und rein bewahren.“ Und in den Ferien ist er in aller Frühe daheim auf den Füßen, durch den Wald, rudert auf dem See, sammelt Blumen, fahrende Studenten kommen an und er selbst fährt in die sonnige blaue Welt und ergeht sich in Sehnsuchtsahnen, wenn der Mond des Herzens Ebbe und Flut mit unerklärlichem Einfluß bewegt. Vgl. „Sehnsuchtahnen.“

Es war die Gährung, die immer der Klärung vorausgeht; Alle, sagt Geibel, die nach Freiheit schmachten, „meinen Dich und wissen's nicht“— auch Meßmer war ein Bergwasser, das nach Gott als seinem Meere den Weg suchte, und kein Schattenthal und keine Blumen hielten ihn auf.

Besonderen Einfluß während seiner philosophischen Studien übte Professor Flir auf den Jüngling mit den lieblichglänzenden Traumwellen im Gemüte, der ihm anriet, „vorzüglich soll ich die ebenso deutsche als schöne Verehrung der Gottesmutter üben und öfters beichten.“ Und Alois bedachte wol: „Wenn meine Seelenkräfte ruhen, erzeugen sie gerne faule Dünste; gleichzeitig sinke ich dann wieder zum Gewöhnlichen herab, und unter dem Gewöhnlichen, darf ich nicht vergessen, fängt das Gemeine und Niedrige an,“ und darum weil er nach dem Edlen, nach Andacht, schöner Sitte, Pflichtgemessenheit rang, kann er schreiben: „Ich darf mich nicht über Trockenheit beklagen, wo in dem Innersten meines Lebens der ewige Born der Sehnsucht fließt.“ Alle Prüfungen besteht er sehr gut, verwahrt sich jedoch: „Das Gemütsleben, diesen meinen Frühling will man mir nehmen, das Schöne tödten, um etwas Nützliches zu gewinnen. Ich soll knausen und sparen, an die Zukunft denken — o der wolgemeinten Räte!“ Zunächst wird eine literarische „Nibelungen-

versammlung“ gebildet, bestimmt für Fröhlichkeit und geistige Arbeit, in der Vorträge gehalten und eigene Arbeiten vorgelesen werden, und Flir kann sagen: „Wenn diese Generation nichts wird, so ist's wol gefehlt.“ Oder Reisen zu Wagen und Fuß bringen neue Eindrücke. Das schöne Etschthal gefiel unserem Meßmer sehr, zumal Meran mit den vielen Weinreben im Flachlande, die sich als Lauben über die Straße wölben und die Trauben herunter hängen lassen, mit den baumfreudigen Hügeln und den Kastanienhainen, mit den Bergen ringsherum und den Wäldern hoch hinauf.

Meßmer entschloß sich zum Studium der Theologie, zumal die weiche Romantik mälig zu klarem Denken, Ruhe des Gemütes und Mark der Seele vergohren war, und ging an den Bischofssitz Brixen. Festlich und feierlich wie dort die Glocken klang's ihm in der Seele und, wie vielseitig er auch schaffte, die Hauptsache blieb ihm: „Ein ordentlich Leben, thätig, andächtig in Beruf und mehr vor dem Herrn, als bisher“ und „Im Herrn allein ist Friede, ein Gottesgedanke ist die goldene Kette, die alles irdische Wirrwarr, das sonst trostlos zerstäubt, würdig zusammenhält und in den verklärenden Aether hinaufzieht.“ An Stunden und Tagen von weniger einheitlichem Gepräge hatte er wenig Gefallen, er nennt sie „buntfarbige Mosaikstücke, auf grauen Grund geklebt; denn der Grund ist nicht Himmelblau.“ „Ich gehe gern zwischen den Arbeiten zum Gebet, es ist ja so herrlich.“ Und wie herrlich faßt er schon jetzt und später als Professor den Kreis theologischer Wissenschaft auf! „Da steht am Anfange die hl. Schrift des alten Bundes, enthaltend den erhabenen Gang Gottes durch die ganze alte Geschichte, Alles so groß und feierlich. Daran reiht sich der neue Bund, der schöne Mittelpunkt aller Geschichte und aller Ideen, von wo aus Licht und Leben vorwärts und zurück strömt. Naturgemäß geht von da aus die Kirchengeschichte, die nichts Anderes als die Pulsader und geistige Mitte der gesammten Weltgeschichte

sein kann. Darüber steht die Dogmatik als die selbstleuchtende Sonne, in der alle Strahlen der Offenbarung zur Einheit des kirchlichen und wissenschaftlichen Bewußtseins gesammelt sind, um nun alle Gebiete mit wolthätigem Lichte zu durchtränken und zu erwärmen. In den mehr praktischen Wissenschaften, Moral, Kirchenrecht, Pastoral kehrt der Springquell der kirchlichen Wissenschaft wieder befruchtend in's Leben zurück, und so ist dem Geiste ein unermeßlich Gebiet eröffnet, wo er im Höchsten sich üben und erstarken kann, um es zur eigenen Vervollkommnung und zum Nutzen der Mitmenschen fruchtbar zu machen." Und von der Morgenluft, die aus diesen Gebieten entgegenweht, fühlte sich Meßmer kräftig angefrischt; ein Wissensdurst, der sich kaum ersättigen kann, eine Werdelust ohne Gleichen und ein entsprechend Wachsen und Fortschreiten bezeichnen diese Jahre, die mit dem Empfang der hl. Weihen schlossen. „Als man die Litanei über uns betete, war es mir so schön, als ob die Kirche mit allen ihren Gnadenströmen, der Himmel mit allen Heiligen sich niederließe." „Die Weihen wirken eben augenblicklich Unaussprechliches, das Wol- und Freigefühl jenes Augenblickes könnte ich Niemanden beschreiben."

Nach einem schönen Primiztag voll Festfreude, wie sie das erzkatholische Hochland kennt, wozu ihm Galura, der Fürstbischof, ein Geschenk von 50 Thalern gemacht, zog Meßmer auf seinen Seelsorgeposten, die ungeheure Wichtigkeit und die ganze Anforderung seines Amtes fühlend. Früh und spät war er in der Arbeit, bald im Beichtstuhl, bald an gründlicher, populärer Predigt und wieder Kind bei den Kindern, voll Mitleid und Erbarmen bei Kranken und Armen. „Der Geist ist da morgendlich frisch vom Gnadenbad der Weihe, jungfräulichschüchtern vor der ungewohnten Berührung des Lebens; meistens ist der angehende Hilfspriester so ziemlich Herr über Zeit und Gelegenheit — glücklich, wenn er einen weisen, geliebten Leiter findet, der ihm

hilfreich sein kann, besonders eine falsche Thätigkeit und eine falsche Ruhe zu vermeiden. Der Mensch lebt nicht aus sich selbst, sondern aus Gott und der Arbeit. Gibt es doch nichts Ärmeres als einen Christen, einen Geistlichen, der nicht in Fülle und Begeisterung ewige Wahrheiten reden kann." Und er war glücklich. Wenn das Leben des Priesters auf dem Lande manche Reize und Vorteile, wie gesellig Leben, Umgang mit Gebildeten, Reichtum an Bildungsmitteln entbehrt, so hat es dafür auch seine eigenen, gar schönen Reize: der schöne Beruf, das Volk mit tiefherrlichem religiösen Bedürfnis und die reizvolle Natur. Und die Kunst recht zu leben, ist zwar nicht Jedermanns, war aber Meßmer's Sache.

Im Herbste 1848 berief Galura unseren Meßmer als Professor an's Seminar nach Brixen. Er exegesirte wacker darauf los, und „jedes Ohr hing an Aennas Munde," daß seine bescheidene Natur fast beschämt ward. „Wahrlich, der Reichtum der Exegese geht mir von Tag zu Tag mehr auf, und Gedanken strömen heran wie aus gesundem Bergsprudel, aber versteht sich, daß ich bei starkem Verbrauch auch stark eintragen muß, damit es nicht versiegt. Das Beste muß freilich der Regen und Thau des Himmels thun." Er schrieb damals außer einer lateinischen Einleitung in's neue Testament, vollgewichtigen Erklärungen des Johannesevangeliums und der Briefe des hl. Paulus an die Korinther, Galater und Kolosser, eine Geschichte der Offenbarung, überall vom Geiste des Glaubens und inniger, kräftiger Frömmigkeit durchweht, ganz im Geiste der Kirche, in edler Sprache und einfachklarer Darstellung. Dabei klagt seine strebsame Seele, die sich bis Mitternacht kaum Ruhe gönnt: „Ich weiß es schon, was mir fehlt: der Frühling in der Seele, Du, o mein Gott, Dein süßer Hauch unaussprechlichen Friedens und stiller kindlicher Sehnsucht. Man strebt und arbeitet und ist hie und da so thöricht, sich nicht einfallen zu lassen, wie ungeheuer kindisch Alles sei; nur kindlich zu sein lernt

man nicht. Ein Mensch meines Gelichters lebt ein dreifach Leben. Erstes Leben: Das Naturleben. Wie das blüht und der Himmel blau ist und die Wolken träumerisch ziehen und ein Grün so froh, so froh um Alles hängt! Zweites Leben: Das Wissenschaftliche. Gelernt hab' ich indeß gar nichts, nur etwelches klarer gemacht und dargestellt, ist immerhin auch ein Vorteil. Endlich das Leben in Gott, das ist dermal eigentlich ein verborgenes, so verborgen, daß ich oft lange nichts spüre. Ich fühle wol einen Jammer nach Gott, daß das Herz dann und wann Thränen vergießt." Und wieder: „Meine Freunde sind nun die Wissenschaft und der Ernst des Lebens. Welch' ein Feld, wie weitet sich die Gegend rund um bei jedem Schritte! Wie steht jedes neue Geisteswerk fordernd vor dem Geist, gleich der Statue Alexander's! Die Liebe steht zwar über dem Wissen und ist das charisma charismatum; aber doch steht mir das Ziel der kirchlichen Wissenschaft, der ich nun einmal gehöre, unendlich hehr vor Augen. Früher hatte ich oft dürre Haide und wußte kaum, wohin mit Zeit und Kräften, und nun stehe ich mitten im Gras, ja im Urwald und habe nicht Hände und Zeit genug, mich durchzuhauen. Es ist aber, Gott sei Dank, nicht mehr ein currere in vacuum, sondern der Berg des Herrn steht licht über dem Gewipfel der nächsten Umgebung. Es liegt viel Segen in dieser Einheit des Strebens; bin aber froh, daß es kein Einerlei ist, das würde tödten."

Seine Stellung war Meßmer so lieb, daß er selbst das Anerbieten des Reichsverwesers abwies, Erzieher des Grafen von Meran zu werden; ohne Kampf sagte er sofort Nein. Ach, nur zu rasch sollte auch seine Professorenbahn zu Ende sein. Im Juli 1852 mahnte es ihn schon ernst: heute roth, morgen todt. In heiterer Muse im Gebirg „über mir der Sonnenhimmel eines reinen Julitages ausgespannt, unter mir eine Welt voll Pracht, Heiterkeit, Hoffnung und Liebe," kam ein Anfall

von Bluthusten. Es war ein peinlich Gefühl, eine düstere Nacht: so nahe am Grabe, in der Blüte des Lebens! Aber er ergab sich. „Nur wenn ich an mein eignes bisher so unbedeutendes Dasein dachte, das nur eine Knospe ist, und anderseits an den Reichtum des Schaffens und wiederum an den Ernst des letzten Schrittes, so war mir's düster. Ich schalt mich, daß ich so am Leben hänge. Ich betete Psalmen des Trostes und Vertrauens." Doch ging's bald besser, und Meßmer verbrachte die Ferienmonate am Rhein. Heimgekehrt, arbeitete er bald wieder drauf los, und so kam im Februar 1853 ein neuer Anfall. Die milde Luft, der schöne Frühling Oberitalien's halfen etwas, ganz nicht. Sich körperlich und geistig zu erfrischen, ging er im Herbste nach Belgien und Holland; er brachte wol, wie von frühern Reisen, „grüne Reiseblätter" mit voll Empfänglichkeit für die Eindrücke des Großen und Schönen in Natur und Kunst, voll geistreicher Reflexionen und kräftiger Entschiedenheit in Bezug auf Religion und Politik — aber die Lunge blieb krank, so erquickend der Fichtenwald in herrlichen Sommertagen war, das Ruhen im Schatten, das Herabhorchen in's Thal, wo wunderbare Töne hie und da durch die große Stille klangen. Er klagt sebst, aber als Christ, im September 1856: „Das Gefühl leiblichen Elends geht mir oft mehr zu Herzen, als die Krankheit der Seele. Alle Medicin hilft dir nichts, außer der Vater hebe dich selbst an sein Herz. Alles Leben und alles Glück besteht nur im Thau der Liebe Gottes, die Erde bietet wol Genüsse, aber kein wahres seliges Glück." Im Jahre 1859 (29. Sept.) reiste Meßmer nach Italien, doch sein Geist war stärker als der Leib, arbeiten mußte er, allenthalben werden Leute und Land, Kunst und Leben mit offenen Sinnen betrachtet und beschrieben, besondere Aufmerksamkeit finden die Dome zu Trient, Mailand und Florenz: „Es ist das kath. Dogma, auf dem der ganze Wunderbau der kirchl. Kunst gegründet ist. Das Dogma von der

Eucharistie hat die Kunst geboren und zum Danke für dieses Leben, zur Ehre Gottes hat die Kunst dem Dogma eine wundervolle irdische Verklärung durch die herrlichsten Schöpfungen verliehen. Könnte es je aus dem Glauben der Menschen entschwinden, so müßte die Erde unfehlbar in einen Schutthaufen sich verwandeln, auf dem die Tradition der Schönheit verschollen, die Bewohner aber in das materielle Alltagsleben versunken und ohne Teilnahme für ein edleres wären."

Krank, sehnt er sich doch bald nach dem lieben Tirol aus den unwirtlichen Stuben und dem ganzen gebenedeiten Italien zu deutschen Herzen, wo man doch ganz ordentlich krank sein kann. „Die Ruhe gibt eigentlich nur der Himmel, stören thun wir sie selbst, wenn nicht gerade durch Leidenschaften, doch durch eine ungesunde Hast, eine Viel- und Kleinthätigkeit, in dem Wort Beschaulichkeit liegt ein groß Geheimnis in natürlichen wie übernatürlichen Dingen. So lind und so lau die Luft, immer wieder wallte das Blut und rebellirten die Pulse und nur die sinnige Seele konnte trotz wochenlanger Schlaflosigkeit an grünem Laubwerk, an Anemonen in unsäglicher Pracht und Farbenfrische an Iris und Ranunkeln sich gesund atmen. „Aber das Traulichste ist das Herumkriechen in den heimlichen Waldwinkeln, wo das junge Blattwerk fröhlich hervorkriecht, und in diesen lieblichen Labyrinthen die Violen hervorzuholen und dem Vogelschlag zu horchen und aufzuatmen voll Dank und Sehnen;" schreibt er Anfangs März in Florenz. Zu Pfingsten in Perugia kam Bluthusten, doch kam er im Juni nach Rom, wo er von Flir liebfreundlichst in der Anima untergebracht wurde. Sich zu erholen, ging er bald nach Albano, an Leib und Seele auf's Äußerste ermattet, aber in Gottes Willen ergeben. Gott ergeben, erlosch dort den 23. August 1857 dies reine Leben wie das Licht einer Altarkerze, noch im Tod lächelte das Antlitz. Hier liegt er denn auch in der Kathedrale begraben, der Auferstehung harrend.

„Du hälst den Sohn am Mutterherzen, so kalt, verblutet und verbleicht,
Wo ist ein Schmerz wol, der den Schmerzen, Maria, Deiner Seele gleicht?
Doch tröste Dich: drei kurze Tage, so lebt der Sohn Dir neuverklärt,
Dann wird, Maria, Deine Klage zur Wonne, welche ewig währt!
Versüßet ist auch uns das Scheiden, des Todes Stachel ist zerstört,
Da diese Mutter muthig leiden, dieser Sohn uns hoffen lehrt."

Solche Verse, die er selbst dichtete, wurden auf sein Marmordenkmal in der Kirche zu Nasserent gesetzt.

Ja, es war eine weiße Altarkerze, ein Aloisius: schon in früher Jugend hieß sein Gebet: „Herr, nimm das Schlackige von mir, und thue dich mir kund, daß ich dich heißer liebe!" Er behielt stets im Auge, daß Gott sich uns nur in dem Grade mitteilt und zu erkennen gibt, wie wir uns von den Geschöpfen und von uns selbst losgemacht haben, und sagt sich: „Ohne Anstrengung und Ängstlichkeit soll unser Blick einfach auf Gott gerichtet bleiben, unser rechtes Auge soll zu Gott emporschauen und das linke auf unsere Geschäfte. Werfen wir alle unsere Sorgen auf den Herrn, denn es ist gewiß, daß ein besonderes Vertrauen auf seine Vorsehung sich auch eines besonderen Schutzes von seiner Seite erfreut." So bekennt er als Theologe in Brixen: „Ich habe von Niemand etwas als von Christus, und es ist mehr, als was ich von Menschen habe. Am Sonntag war ich bei der Kommunion, und der Tag ging in süßer Stille dahin. Er hatte holde Nachwirkungen, und um die Ursache derselben zu erneuern, will ich am Sonntag wieder am Mahle des Herrn erscheinen." Meßmer unterscheidet ein niederes, mittleres und höheres Leben des Menschen. Das niedere ist der Sinnendienst jeder Art und jeden Namens; mittleres nennt er den Umgang mit der Natur und Menschheit und die Freuden an beiden; höheres Leben aber ist die Erfüllung der Berufspflicht und die Andacht, der mittelbare und

unmittelbare Gottesdienst. Er kannte das Niedere nicht und nach dem Höchsten strebte er und ruft sich zu:

„Die Heiligung alles Aeußern und jeder Berührung mit dem Leben beruht auf der inneren Selbstheiligung, auf dem Feststehen des Menschen in Gott. Ist diese Selbstheiligung und damit ein gerader unwandelbarer Blick zu Gott genommen, so wird ihm das Aeußere nicht schaden, er wird einfältig und kindlich sich zu Allem stellen und zu Allem sich freuen wie das Kind zur Weihnachtsgabe." Und nachdem er gesagt: „Weil nur Gott herrschen soll, muß unsere Herrschaft zerstört werden," fügt er demütig bei: „Das steht Alles hübsch auf dem Papier, aber wenn man das Ding in meinem Leben suchte, da fände man nichts." Nun, wir wissen, daß er die rechte Freiheit, diese Lebenslust des Geistes, gekannt hat und die Einfalt, die das Niederste und Höchste zugleich ist, zu gleicher Zeit Kindlichkeit und wahre, ächteste Männlichkeit, die nur das Bleibende, Gott und seinen hl. Willen, für groß ansah, nicht bei den Geschöpfen betteln ging, dafür ihnen Gutes that. Wie der Saft das innere, so waren die Früchte das äußere Leben. Muß ja die Frucht der Religiösität das christliche Leben sein. Das „Münster" Andacht hat diese Seele schon gefunden, wenn er auch innig um den Verlust desselben klagt und darnach sich sehnt. Hat er doch eine gute Führerin, welche als, „Königin des Maien" auch seiner Seele den Mai gibt.

Solche Poesie ist wirklich der „Friedensbote," herwandelnd vor dem Angesichte des Herrn. Er löst und schlichtet, was im Leben noch ringt. Steht Einem nicht der Friede, um Einlaß bittend, vor der Thüre, wenn man das Gedicht „Zelle" liest? Freilich der Lärm des Marktes und Staub des Lebens hat für solchen Wein keinen Geschmack.

Es ist das Lied nur mit einem klaren Brünnlein zu vergleichen, das himmelblau zwischen Lilien und Rosen dahinfließt. Und solche tiefsinnige Klänge beachtet man im

Dichterwald nicht. Freilich die Sperlinge schreien so sehr von „Herz und Schmerz," von „Liebe und Triebe." —

Weil für Meßmer die Liebe der Ring ist, daran Gott die Welt aufgehängt hat, versteht er es im „Bilderbuche Gottes," der Natur recht zu lesen, sie gleichsam zu weihen mit hl. Wassersegen, wie die Kirche es mit Palmen und Blumen, Wachs und Wein im Besonderen thut, sie ist ihm wie ein Weihrauchduft, der zum Herrn und Schöpfer empor will. Er ist also ein Gegenfüßler der Naturauffassung der alten Germanen, wo der Mensch nicht über, sondern in der Natur steht, als ein Laut unter ihren Lauten, eine Kraft unter ihren Kräften und darin nur der unterliegende Teil sein kann, woher sich die düstere nächtliche Anschauung des Lebens in der nordischen Mythologie und auch im Nibelungenlied erklärt, wo Alles ein zorniger Gegensatz, Kampf und Untergang ist. Ihm ist:

„Ein Leben Alles, nur vom Geist belebt,
Ein golden Buch, in dem der Geist die Schrift."

Wie die Sehnsucht des erlösten Menschen nach dem ewigen Heim, so ist ihm auch die Natur von Verlangen nach der Verherrlichung des Schöpfers und nach der Verklärung in die „neue Erde" ergriffen, die von Sünde und Schuld, vom Mißbrauch nichts weiß; sie ist ihm wie der „Wanderschwan:"

Nicht Heimat ist ihm dieses Land,
Das kennt ihr wol an seinem Fluge,
Er sucht nach einem fernen Strand.

Sinnig hat er den Stimmen der Natur gelauscht, eben weil er sie mit reinen Taubenaugen anschaut, und ihre geheimsten Bezüge zum Menschengeist erfaßt. „An der Schönheit des Frühlings konnte man sich nicht satt sehen. Die rosenroten Pfirsichbäume, dann die weißen Aprikosen- und Mandelbäume, dazwischen andere frischgrüne zogen den schönsten Kranz um die Stadt. Wenn der Himmel hochblau hereinblickt und die Wolken jagen

und der Berg so sonnig da drüben steht, faßte mich ein Frühlingsdrang wie den Zeisig im Vogelbauer.“ Und: „Allüberall blühende Bäume und Hecken, junges Laub, frischgrünes, beblümtes Gras. Heimwärts hatte ich die Hand voll Vergißmeinnicht und im Herzen Gedanken an die Lieben, herrlich sind jetzt die frischen wolkenlosen Morgen, die saftige und duftige Gegend, das junge Leben überall. Meine Seele tönt, wo ich sie berühre.“ „Es ist schön um den Lenz. Der Himmel klar, die Wiesen im ersten Angrünen, Veilchen und Primel blühen hold, die Sonne lacht herab und bräutlich ertönt aus dem Walde Rothkehlchens Gruß, der muntere Schlag der Amsel und des Finken Strophengesang.“ „Früh am schönen Sonnentag ging ich durch die stillen Dörflein und den stillen Wald links nach Klausen, Sonnenschein träumte auf der Gegend, die Bäume schwangen verwundert die grünen Kronen und ringsum tönten die Feiertagsglocken und war sonst alles so ruhig und schlummerte fast im Sonnenschein.“ Oder im Sommer: „Heute war die Natur durch ein Morgengewitter erfrischt und die Gegend vom Bleiduft der Hitze grün gebadet. Man ging in's Freie, sah, wie der Wind so köstlich über die Kornwellen schwamm und freute sich des Anblickes der Landschaft, die grün und sanft steht und von den strengen, schneegekrönten Riesen bewacht wird.“ Im Winter: „Ich ging nach Weißenbach. Es war ein klarer, stahlgepanzerter Wintertag — links und rechts schauten die kalten Firnen und dichtbereiften Wälder grell in das wirkungslose Sonnenlicht. Ueber Alles prächtig war der Gang durch den langen Klausenwald. Da standen die hochstämmigen Tannen schwerbeladen und reifumblüht, so starr, so groß und ernst, und da mahnte nichts an die kleinfügige Gegenwart,“ oder: „Essigklar schwamm droben der Mond und die schönsten Sterne; gespenstisch schauten die Berge mit ihren rauhen, wildgebrochenen Schneebänken herein; der Schnee stöhnte unter dem Schritt und aus allen Fenstern winkten trauliche Lichter.“

Politisch konnte Meßmer allzeit mit Beda Weber sagen:

Mit den Worten, mit der That,
Treu der Kirche, wie dem Staat!

Er hat es oft klar ausgesprochen: „Die Kirche ist nicht blos die Wegweiserin des Menschen zu seinem Endziel, sondern auch eine Bürgschaft des Friedens unter den Völkern und Stämmen, der bürgerlichen Freiheit, der Gesittung; der Kampf gegen die Kirche ist das Unheilvollste, was ein Staat unternehmen kann; denn sie ist allein im Stande, das wilde Tier in der Gesellschaft zu bändigen, durch sie wird der Starke geschreckt, der Schwache geschützt, werden Alle zur Gerechtigkeit verpflichtet.“ So schreibt er anno 1848: „Aber du Volk, wie wirst du diesen Rausch ohne Schaden durchleben? Die Kirche schweigt — die Zeit ist der Religion abgestorben. Volksglück heißt die Parole, und sie löst sich auf in materiellen Veitstanz und Sinnenkitzel. Erst hinter diesem Heidenthrone brennt die ewige Lampe — durch Schutt und Leichen wird die Zeit sich wühlen müssen, ehe sie wieder hinkniet. Im seltsamen Gegensatze denke ich an jene goldene Periode des Christentums, wenn die Natur und die gesammte Aeußerlichkeit vom Christentum aus belebt und verklärt, nicht mehr als ein Feindliches abgestoßen zu werden braucht, sondern als ein Geläutertes, Seligbeseligendes in der großen Harmonie dasteht, kurz, wenn der auferstandene Christus in die Geschichte sich auslebt.“ Den 8. Februar 1848: „Merkwürdig, daß der Papst es sein mußte, an dessen Fuß die Gedanken Vieler offenbar werden. Aber natürlich, das Christentum selbst drängt, daß aufgeräumt werde. Es bricht dasselbe Dämonische überall klar und unklar heraus, oben und unten. Die europäische Gesellschaft ist ein Schmelzofen, es geht äußerst schnell.“

Ein solcher Dichter muß hinausrufen zu den wilden Hordensängern:

„Die Welt soll aus dem Trank gesunden,
Der aus des Dichters Harfe quoll
Und ihr habt einen Quell entbunden,
Der vollends sie vergiften soll.
Doch seht euch um, die ihr die Fahnen
Des Aufruhrs durch das Leben schwingt,
Wie schnell auf nächtlich dunkeln Bahnen
Der Windhauch eure Spur verschlingt."

Sieh „Verzweiflungsdichter" Jahr 1848.

Wir haben damit einen unserer edelsten, reinsten Tiroler Sänger kurz und allgemein charakterisirt, der Novalis Wort bewahrheitet: „Die beste Poesie liegt uns ganz nahe, und ein gewöhnlicher Gegenstand ist nicht selten ihr liebster Stoff," der aber auch Adlerschwung und Adlerkraft für das Höchste besitzt und der vor Allem fleht: „Herr, vermehre mir die Liebe, die Liebe!" So kann er denn mit des Liedes Frühgeläute all' den Langschläfern zurufen, daß sie erwachen, das gewöhnliche farblose Leben himmlisch zu gestalten. Es ist von seiner Seite kein Hochmut, nur Wahrheit, wenn er singt:

„Ich bin so reich, und könnt' ich theilen
Von meines Lebens Ueberstrom,
Ein Blumenfeld von hundert Meilen,
Das tränke wol sich satt davon.

Ich bin so reich und könnt' ich senken,
Von meinem Glück in jeden Born,
Das würde rasch den Schmerz ertränken,
Mit Rosen kleiden Schutt und Dorn. —"

Wenn wir nun den einzelnen Dichtungen Meßmers nach der Zeitfolge ihres Entstehens uns zuwenden, so ist zu erwähnen, daß schon aus der III. Gymnasialklasse einige Lieder stammen. Sie führen die Titel: „Der erste Mai, der Maimorgen, Phantasie, Abendgrüße, an den Abendstern, der Jüngling" u. s. w. Es sind Klänge mit manch' einem beschreibenden Motive darin nach Art und Weise der Salis'schen und Mathisson'schen Lieder,

die er damals gelesen haben mag. Als Schülerarbeiten sind sie mehr als dies. Als Probe mag hier folgen:

Der Maimorgen.

Die Nacht entflieht;
Des Finken Lied
Ertönet auf den Zweigen;
Mit Blumenduft
Füllt sich die Luft,
Und frohe Lerchen steigen.

Der Sonne Strahl
Flieht noch das Thal
Und malt der Berge Gipfel;
Allmälig sinkt
Sie nieder — dringt
Nun schon durch Tannenwipfel.

Die grüne Au,
Beträuft mit Tau,
Blitzt schon in voller Schöne;
Und überall
Durch Berg und Thal
Erschallen Jubeltöne.

Wie leicht ist mir
Im Freien hier,
Wo alles lacht und singet,
Ich lache mit
Und sing mein Lied,
So gut es mir gelinget.

Jahr 1841.

Aus diesem Jahre stammen einige epische Dichtungen, welche Schulpensen waren. Einige davon besitzen nach Form und Gehalt hinlänglichen Wert, um sie nicht zu unterdrücken, sondern wenigstens hier in der Einleitung folgen zu lassen. In der Form zeigen sie ganz entschieden den Einfluß und die Frucht der Goethe- und Schiller-Lektüre! So erinnert „Hartmanns Ende" in

1. Strophe an den „Erlkönig," Ton und Darstellung des Ganzen gemahnt an die „Bürgschaft" und stellenweise an den „Taucher." Ueber „Aelius Pertinax" urtheilt Dr. Alfred Muth mit den Worten: „An Originalität und gedrungener Schönheit wird sich diese Ballade nur schwer vergleichen lassen."

Aelius Pertinax.

Von Roma's ungestümem Wogen
Lebt Aelius zurückgezogen,
Der eignen Größe sich bewußt
Und Römertugend in der Brust.
Nicht mag sein Sinn dem Wütrich fröhnen,
Sein Arm zu schönrer That geweiht,
Mag nicht die Menschlichkeit verhöhnen
Wo des Tyrannen Blick gebeut.

Doch wo des Lasters Zeichen wehen,
Da muß der Edle untergehen,
Und viele sanken schon vor ihm,
Getroffen von des Cäsars Grimm;
Er sieht die Sehne festgezogen,
Die tückisch ihm Verderben dräut,
Doch kommt des Unglücks Pfeil geflogen —
Er zittert nicht, er ist bereit.

Und als sich einst die mächt'gen Schatten
Zum schwarzen Flor bereitet hatten,
Schlug plötzlich von des Hofes Thor
Laut dröhnend Pochen an sein Ohr.
Der Wächter eilt sogleich von dannen
Und kündet schnell was er geschaut:
„Es sind die Diener des Tyrannen,
Ich kannte ihrer Stimme Laut."

„So nahst du endlich finstre Stunde?"
Ruft Pertinax auf diese Kunde:
„Wol harrt' ich längst, entschlossen, dein,
D'rum sollst du mir nicht furchtbar sein,
Sie sollen mich nicht weibisch beben,
Nicht vor dem Dolche zittern seh'n,
Und kann ich nicht als Römer leben,
Will ich als Römer untergeh'n."

Und muthig in des Saales Mitte
Erwartet er der Krieger Schritte,
Und mit des Helden ſtolzer Ruh'
Ruft er den Eingetretnen zu:
„Nach alſo langem Weilen wendet
Des Cäſars Wut ſich gegen mich!
Dank euch, daß ihr das Zögern endet,
Denn Ungewißheit haſſe ich!“

Die Krieger ſtaunen ob dem Worte.
„Nicht darum ſind wir dieſem Orte,“
So rufen ſie ihm zu, genaht;
„Das Glück begleitet unſeren Pfad.
Erhebe dich! die Gottheit lächelt,
Für deine Tugend reift der Lohn;
Der blut'ge Wütrich hat verröchelt,
Und deiner harrt der Cäſar'n Thron!“

„Verlanget ihr nach meinem Blute,“
Spricht Pertinax mit Zweifelmute,
„Vollführet eures Herrn Geheiß,
Doch höhnet nicht den armen Greis!
Wenn auch entmarket, heiſcht noch Ehre
Der Arm, der Roma's Schlachten ſchlug,
Der Scheitel, der des Helmes Schwere
Und eines Lebens Bürde trug!“

Und ihren Worten traut er nimmer,
Bis daß des Diademes Schimmer,
Der Cäſarmantel purpurroth
Dem ſtarren Zweifel ſchnell gebot.
Und munter nun mit loſem Zügel
Gings fort im Dunkel über Land,
Daß Fläch' und Höhe, Thal und Hügel
Raſch unter ihren Hufen ſchwand.

Und mit des Morgenlichts Beginnen
Erſchau'n ſie ferne Roma's Zinnen,
Und mit des Tages erſtem Schein
Zieh'n ſie in Roma's Mauern ein.
Und nach dem Platz, dem volkerfüllten
Lenkt Pertinax die Schritte hin,
Und jauchzend, auf den Kriegerſchilden
Begrüßt die Meng' als Cäſar ihn!

Seefeld.

(Oswald Milser.)

Wer hörte nie vom Kirchelein
Auf grüner Alpenhöh,?
Frei ragt es in die Luft hinein,
Und ringsum wogt ein See.
Den Pilger ruft es freundlich hin,
Er grüßt's mit frommem Blick,
Und trostesvoll, mit gläub'gem Sinn
Kehrt er von dort zurück.

Ein Wunder hat er dort erblickt,
Das Mal von einer Hand,
Dem harten Holze eingedrückt,
Als sei es eingebrannt.
Im Marmor in des Chores Raum
Bemerkt er einen Tritt,
Wie in des Schnee's leichtem Flaum
Einsinkt des Wand'rers Schritt.

Aus grauen Jahren blieb das Mal,
Die Sage kündet's an,
Wo mächtig über Berg und Thal
Gebot ein Rittersmann.
Von seiner Feste weit und breit
Reicht seine Herrschaft hin,
Und in der Feste Ring gebeut
Ein Weib mit stolzem Sinn.

„Du Herrscher über Volk und Schloß,"
Sie sprach das freche Wort —
„Was knieest du beim niedern Troß
Der Knechte fort und fort?
Empfängst das heil'ge Sakrament
Wie es dem Sklaven wird,
Nicht wie's dem Priester ist gegönnt,
Und wie's dem Herrn gebührt?"

Der Ritter geht zur Kirche hin
Und tritt zum Priester dann;
Nicht will er unter Knechten knie'n
Und spricht ihn herrisch an:
„Gewähre mir das Sakrament
Wie es dem Herrn gebührt,
Groß, wie's dem Priester ist gegönnt,
Nicht wie's dem Pöbel wird."

Der Gottesmann ermahnt ihn zwar
Zu frommer Christenpflicht,
Allein er bleibt verstockt und starr
Bis daß der Priester spricht:
„Wohlan! — Fern sei die Schuld von mir!
Tritt mit mir zum Altar;
Doch werde Gottes Zorn an dir,
Bet' ich, nicht offenbar!“

Der Mann empfängt das heil'ge Mal
Mit frevelhaftem Mund.
Doch sieh! es zuckt der Rachestrahl —
Es weicht, es sinkt der Grund.
Er hält sich am Geländer fest,
Auch dieses sinkt hinab,
Bis schnelle Reue ihn erlöst
Vom grausen Rachegrab.

Schnell trägt der Ruf zum Schloß zurück
Das Wunder inhaltschwer.
Das stolze Weib mit frechem Blick
Hohnlacht der Wundermähr.
„So wenig als der dürre Zweig
Die Blüte kann erneu'n
So wenig wird der Marmor weich,
Und sinket das Gestein.“

Und plötzlich siehe! war der Sproß
Zur Rose frisch erblüht,
Sie sah es an besinnungslos
Mit starrendem Gemüt.
Es faßte sie geheimes Grau'n
Wie Wut und Wahnsinn fast
Und trieb sie fort durch Feld und Au'n
Und Wälder ohne Rast.

Der Ritter nun zu Gott gewandt
Mit demutvollem Sinn,
Warf von sich den ird'schen Tand
Und zog ins Kloster hin.
Wo Stams die stolzen Thürme hebt,
Ausschauend in die Luft,
Dort hat in Buße er gelebt,
Dort ruht auch seine Gruft. —

Hartmanns Ende.

Ballade.

Es strömet des Regens unendliche Flut
Vom nächtlich umdunkelten Himmel.
Wer trotzet der wilden, der stürmenden Wut?
Wer reitet im grausen Getümmel?
Der Hartmann ist es, den Rudolph gezeugt,
Der Kaiser, vor dem sich Deutschland neigt;
Es treibt ihn durch Stürmen und Grauen
Noch heute den Vater zu schauen.

Wol schnaubet der Rappe, es rinnet der Schweiß
Von des Laufes geflügelter Schnelle.
„Nur heute, mein Rappe, und wird es dir heiß,
Nur heute noch bring mich zur Stelle.
Schon seh' ich, so ruft er, den flutenden Rhein!"
Er sieht ihn, und blicket mit Schrecken hinein —
Es suchen die spähenden Blicke
Vergebens die sichere Brücke.

Ein wankend Gebälke nur dort und hier,
Das stürmende Wellen umtoben;
Da fasset ihn Angst und Verzweiflung schier,
Und flehend blickt er nach Oben:
„O schaffe, gütiger Himmel, mir Rat,
Das Unglück, das finster dem Vater naht,
Vom teuren Haupte zu wenden —
Erhöre mich, laß mich's vollenden!"

Und ängstlich spornt er den Rappen an,
Ob nirgends die Hilfe sich biete,
Und gewahrt am Strand einen Fischerkahn
Und den Fischer im Schirme der Hütte.
„Auf! wackerer Mann, fahr über den Rhein —
All mein Gold soll deine Belohnung sein!
Doch willst du Dank dir gewinnen,
So führe mich eilig von hinnen!"

Der Fischer darauf mit Bedenken spricht:
„O Herr, nicht kenn' ich das Zagen;
Doch heut' um ein Königreich führ' ich nicht
Mit frechem, vermessenem Wagen.
So tobte der Strom all mein Lebenlang nicht,
Und mich bindet des Gatten und Vaters Pflicht:
Dem Herrn nur darf ich mein Leben
Und dem Kaiser, gebietet er's, geben."

„So sei es denn für den Kaiser gewagt!“
Ruft Hartmann; „er lohnt dir's, nicht weile
Und über die Fluten unverzagt
Mich setze in rüstiger Eile!
Denn Ottgar drohet mit Krieg und Mord
In Oestreich fern, und das mahnende Wort
Gelangt's nicht dem Kaiser zu Ohren,
Ist die Perle der Kron' ihm verloren!“

Da löset der Fährmann den Nachen sogleich,
Will länger den Ritter nicht säumen.
Unwillig weichen dem Ruderstreich
Die Wasser und zischen und schäumen.
Und schweigend ging's durch die Wogen fort,
Denn wagte der Mund auch ein flüchtiges Wort,
Es wäre spurlos verklungen,
Vom Wellengetöse verschlungen.

Denn brausend drängen sich um den Kahn
In kreisenden Wirbeln die Wogen.
Es stürzet die Flut sich brüllend heran
Als käm' sie zum Kampfe gezogen.
Und eisige Berge sonder Zahl
Umwälzen sich krachend im wilden Schwall,
Als wollte in gährendem Ringen
Der Abgrund die Fluten verschlingen.

Das Schifflein schwanket, das Schifflein schwebt
Inmitten des grausen Getümmels;
Wol selbst den Mut'gen das Herz erbebt,
Doch trau'n sie der Gnade des Himmels;
Sie trauen dem eigenen kräftigen Arm,
Schon spricht die Hoffnung zum Herzen warm,
Schon sind sie nahe zu landen,
Wie grimmig die Wogen auch branden.

Doch ach! es versinket der hoffende Wahn,
Aufs neue die Wogen sich thürmen,
Es wälzt sich dumpfaufheulend heran
Wie Laut von Donnern und Stürmen.
Der tosende Strudel — der Schiffer erbleicht,
Nun naht er dem Schifflein, nun hat er's erreicht,
Nun faßt er's mit gähnendem Rachen,
Daß Balken und Fugen erkrachen.

Wol hatte der Strudel die Schiffer gerafft
In endlose Finsterniß nieder,
Doch erwacht in Hartmann die Lebenskraft,
Durchströmet ihm stählend die Glieder;
Er kämpft sich empor an's freundliche Licht,
Er fürchtet die Woge, die drohende nicht,
Er hat, dem Verderben entronnen,
Das sichere Ufer gewonnen.

Doch wendet er schnell nach der reißenden Flut
Den Blick um den treuen Gefährten,
Er sieht ihn kämpfen mit sinkendem Mut,
Mit ermattenden ängst'gen Geberden.
„Um mich ereilt ihn des Unglücks Graus?"
Er ruft es in's Wogengetümmel hinaus —
„Ich rett' ihn! — Doch geh' ich zu Grunde,
Wer bringet dem Vater die Kunde?"

•

Da reitet des Weges ein Knappe daher,
Treueigen dem Kaiser viel Jahre;
Dem gibt er die Botschaft inhaltschwer,
Daß sie eilig der Vater erfahre:
„Ich rette den Mann aus dem Flutengrab,
Wo nicht, so zieh' es mit ihm mich hinab"—
So ruft er — „du magst es verkünden,
Soll den Tod in den Wassern ich finden."

Und es folgt ihm des Wanderer's staunender Blick;
Schon hat er die Fluten durchrungen,
Er kämpft mit der Rechten die Wogen zurück,
Die Link' um den Schiffer geschlungen.
Da wühlt es herauf von tiefunterstem Grund;—
Es öffnet sich — wehe! des Wirbels Schlund —
Es schließen sich über die Schwimmer
Die dunkeln Gewässer auf immer.

Wol sah es der harrende Wandersmann,
Und brachte dem Vater die Mähre;
Und Rudolph hört's und blickt himmelan,
Und schmerzvoll stürzet die Zähre.
Doch als er drei Tage den Jammer gestillt,
Da lächelt er wieder durch Thränen mild:
„Ich nehm's, wie der Herr es gesendet,
Er hat Habsburgs würdig geendet!"

Jahr 1842.

Dieses Jahr, in welchem Meßmer den ersten philosophischen Kursus an der Universität in Innsbruck studierte, zeigt uns bereits seine entschiedene, gewaltige Dichterkraft. Den Reigen eröffnet „Rolands Tod," eine Romanze voll blutigen Nordlichtscheines. „Geisterleben" schildert uns den Eindruck, welchen die Lektüre des Nibelungenliedes damals in ihm hervorgebracht. Er schreibt in seinem Tagebuche vom 25. September d. J.: „Heute abends 10 Uhr war es, daß ich die Nibelungen endete, begeistert wie von keinem andern Gedichte. Ich saß der Siegmundsburg gegenüber, mit der Aussicht auf See, Forst und Gebirge und dichtete Geisterleben." Nun folgt eine Reihe von Liedern, welche ihrer Natur und Zeit nach zusammen gehören. Die innere Sturm- und Drangperiode Meßmers, die heiße Gährung vor der Klärung, das Werden des Homunkulus bildet den Grundton, die Seele, die innere Lebenswurzel der Lieder. „Sehnsucht" und „Ahnung" gehen voraus und intonieren die damalige Stimmung. Was aber all solches Sehnen nnd Ahnen (vergl. auch „Sehnsucht" von Schiller) bedeute und wohin es ziele, sagt uns E Geibel:

„Alle, die nach Freiheit schmachten,
Sie meinen Dich, und wissen's nicht." (Geb. d. Priesters.)

Meßmer selbst schreibt darüber: „Im Menschenleben gibt es Gegensätze; Geist und Herz ist der erste Gegensatz. Warum ist der höchsten Wonne Wemut beigemischt? Wemut setzt Sehnen, und dieses Gegensatz voraus. Sehnen ist des Menschen tiefstes Wesen, Sehnen nach Aufhebung des Gegensatzes, was Seligkeit ist. Sehnen ist die christliche Kunst; Alles deutet auf Gegensatz, den man aufzuheben bemüht sein muß. Die höchste Andacht selbst ist nur Sehnen nach Aufhebung des Gegensatzes."

Eine ähnliche Gedankenreihe und ein ähnliches Gefühl ist es, dem der „Wandernde Knabe" entsprang, worin

die Seelengeschichte Meßmers und eines jeden, der je nach dem Ziele gerungen, niedergelegt ist. Entsagen der Natur und dem Herzen, das ist die Losung. Jedoch all' sein Sehnen und Wehe um diese Zeit culminiert in seinem „Faust," einer der tiefsten Dichtungen Meßmers, die sich fragend an die Abgründe der Natur und Seele wendet, um das Rätsel draußen und drinnen zu lösen. Meßmers Tagebuch schreibt darüber im Hochsommer: „Der Himmel hing heute voll schwerer Wolken; dort und da regnete und blitzte es. Ich war allein auf den weiten Wiesen oder unter den Pappeln und machte Faust fertig, eilte dann nach Hause und brachte ihn zu Papier. Das ist mein erstgebornes stärkeres Kind."

Die einzelnen Momente des Gedichtes (nach dem Eingange, der so anschaulich beschreibt), nämlich: die tiefen Gedanken über das Naturleben in Strophe 1—7; das Bild, welches darauf Faust von sich entwirft Str. 7—14; dann die Wahl und Entscheidung Faust's in seinem „Gesichte"— geben dem Gedichte eine hohe, nicht blos individuelle, sondern allgemeine Bedeutsamkeit. — Im Sonett „Münster" zieht es ihn zunächst und vor allem zu Gebet und Andacht, um die Räthsel des Lebens besser zu lösen.

Jahr 1843.

Von wesentlicher Bedeutung für Meßmer war ein Freundschaftsverhältnis, welches sich damals zwischen ihm und seinem Mitschüler St. K. bildete, sein ganzes Leben hindurch fortdauerte und Beide, den verstorbenen Dichter und den heute noch lebenden Freund, in gleichem Maße ehrt. Ihm sind unter anderm Meßmer's Gedichte aus diesem Jahre gewidmet. Die ersten zwei Gedichte, „Ein Wörtlein voran" und „An Dich" enthalten diese Widmung und zugleich die Bedeutung und den Wert dieser seltenen Freundschaft für Meßmer. Über die andern Lieder Meßmer's aus diesem Jahre (Phantasie, Schiffers Wunsch, der Einsame, das Liebesreich, Thuiskons

Geist) gibt uns der Dichter selbst Aufschluß, indem er seinem Freunde ein Wort zur „Erinnerung und Erläuterung“ mit den Gedichten zuschickte. Er schrieb: „Vielleicht scheint Dir das Gewicht in diesem kleinen Kreis von Gedichten ein recht sonderbares, indem ich in aller Welt und Ueberwelt herumfahre, und Du mich kaum einmal als gescheidten Menschen natürlichen Ganges forttraben siehst; allein der Weg, den ich dieses Jahr zurücklegen mußte, hatte auch ganz sonderbare Wendungen, von denen Du halb aus meinen Briefen unterrichtet sein kannst, halb einer Aufklärung bedarfst. Ich will Dir daher nur kurz die Lineamenta hinwerfen, den Faden so zu sagen, an dem die Korallen des kleinen Rosenkränzchens sich so und nicht anders nach einander anreihten.

„Der Gang, in dem Du Dir meine Stimmung vorzustellen hast, ist folgender. Denke Dir zuerst mich armen Jungen, der ich mich an Deiner Seite an Mittheilung und so viele Liebenswürdigkeit gewöhnt hatte, nun auf einmal allein. Denke Dir dazu mein zur Düsterheit, Selbstquälerei geneigtes Gemüt, so hast Du wol ein süßes Würzlein, dem allerdings entsprechende Pflanzen entsprossen müssen. In dieser Stimmung entstanden: Phantasie in der Wintermondnacht. Diese Gemütstrübe steigerte sich, da nichts Aussöhnendes mein Leben erwärmte, bis zur Dunkelheit, aus der so unliebliche struppige Gebilde hervorgingen, daß ich Dich damit verschonte: die meisten hatte ich auch erstickt, ehe sie an's Licht kamen. Die Lektüre Göthes war damals meiner Düsterheit wirklich eine große Wohlthat, und ich lernte aus seiner echt poetischen, wenn auch nicht wahren Lebensanschauung, nach und nach einen etwas lichtern Blick. So entstand: Schiffers Wunsch. Aus dem lichteren Elemente und meiner ehmaligen Düsterheit setzte sich nun eine eigene Dämmerung von Wehmut und Sehnsucht zusammen; dazu kam, daß ich mich mehr an Dein Fernesein gewöhnte, aber um so tiefer in die Erinnerung unserer kurzen Freundschaft versenkte, die ich immer noch als den

lautesten Schlag meines Herzens anerkennen mußte. Ich sang diese Sehnsucht und ihre Träume in dem Gedichte: der Einsame. Endlich den Frühling und Sommer hinaus war ich munter, manchmal bis zum Leichtsinn fröhlich geworden, und einer solchen Stimmung entsprang das Liebesreich. Ich schrieb es an ein Paar sehr glücklichen Morgen. Alle irdischen Gefühle sind leider nur Fragmente, wenn auch schöne und schätzenswerte. Eine Welt, wo diese noch ganz waren oder wenigstens ganz gedichtet werden, ist immerhin poetisch genug. Eine solche Welt für das Gefühl der Liebe somit, in dessen Cyklus gerade unsere schönsten Gefühle mitlaufen, sollte das Gedicht darstellen. Leider ist mir nichts gelungen, als etwa die Verse, die ich damals, wie man sagt, hätte aus dem Aermel schütteln können. Kama, der indische Liebesgott, ist dem griechischen Eros prôtos gleichbedeutend, somit von Amor und Cupido gar verschieden."

„Deutschlands Geist nach einem Thema von Flir. Ich nahm dafür: Thuiskons Geist, der nun die deutsche Geschichte in ihren wichtigsten Perioden: Völkerwanderung, Mittelalter, die traurige Spaltung (16. Jahrh.) und Deutschlands Erniedrigung in den Tagen Napoleons erzählen muß. Daß ich ein bischen Begeisterung für die Gegenwart hegte, verzeihst Du mir schon. Leider wollen sie mich hier bekehren; denn Alles lamentiert hoffnungslos. Ich las es vor und wurde beklatscht; denn unsere Leute beklatschen Alles, ebenso gut, wenn Einer auf dem Kopfe steht, oder geprügelt wird, oder heult oder deklamiert. In dem Gedichte „Uhland" ist angedeutet, welchen Einfluß dieser Dichter mit seinen unvergleichlichen Balladen und Liedern schon frühzeitig auf mich machte."

Jahr 1844.

In diesem Jahre studierte Meßmer den ersten Kursus der Theologie im Priesterseminar zu Brixen. Da er nun diese Zeit von seinem Freunde getrennt lebte, so

war es noch die Poesie, welche ihn über die große Wendung in seinem Leben hinweg half und den Uebergang erleichterte. Die Poesie wurde ihm zum „Friedensengel;“ daher auch sein „Entzücken an die Musen;“* durch den Gegensatz entstanden „die Verzweiflungsdichter“ und zum Teil auch „Sängers Rache.“ Die letztere nennt Alfred Muth ein fast wertvolleres Seitenstück, als Uhlands „Sängers-Fluch.“

Dazwischen tritt ein warm empfundener Nachruf an einen Mitschüler, Namens Hinderegger. Die beiden Sonette „Des Blümleins Fluch an den Botanikus und Das Blümlein im Herbario“ sind gerichtet gegen die bornierte Weise jener Doctrinäre, welche mit der erscheinenden Natur nicht viel andres anzufangen wissen, als ihre arme Gelehrtenfreude daran zu haben, das Geschäft des Totenbeschauers und Secierers zu üben, anstatt der Erscheinung auf den Grund zu gehen. Endlich der Mai und die Maiandacht stimmen ihn zu einem Sonett auf die „Maikönigin.“

Jahr 1845.

Der „Schneegruß“ — wie zart ist darin die Beschreibung und Deutung — bestätigt das Wort des Novalis: „Die beste Poesie liegt uns ganz nahe und ein gewöhnlicher Gegenstand ist nicht selten ihr liebster Stoff.“ Das zweite Gedicht „an den Kompositeur der Oper Saul“ schrieb Meßmer an einem Abend, an welchem im Seminar diese Oper (Text von Prof. Rothmüller, Musik von einem Chorregenten Harasser) zur Aufführung kam. Der Eindruck, den in jener Oper ein erhabener Stoff im Bunde mit einer gelungenen musikalischen Komposition auf den Zuhörer und Zuschauer ausübt, ist hier wahr und warm wiedergegeben. In diesem Jahre

---

* Die beiden Sonette „Eingang“ und „Einkehr“ sind das Präludium, worin der Dichter nach längerem Schweigen wieder nach dem Saitenspiel greift und seine Töne anschlägt.

erschien bei A. Pichler's sel. Witwe in Wien eine Sammlung von Poesien junger Tiroler-Dichter, Frühlieder aus Tirol betitelt und von Adolf Pichler herausgegeben. Auch Meßmer lieferte seinen Beitrag, welcher nach Umfang und innerem Wert einen hervorragenden Platz in der Sammlung behauptete. Er schrieb sechs Lieder für jene Sammlung: „Einladung, Aufruf, Bundeslied, des Liedes Erwachen, Alt und Neu, Lieder ohne Maß und Ziel." Sie geben Zeugnis von der Fülle frischen Lebens, von der gestaltenden Kraft und der begeisterten Vaterlands-Liebe dieser Dichterseele.

Jahr 1846.

Meßmer lebt noch immer im Seminar in ernster Vorbereitung auf das Priestertum. Die Wissenschaft ist seine Hauptarbeit, das Lied geht nebenher als Erholung. Es sind zunächst wieder bekannte Töne, die er anschlägt. Ueber die „Zelle" schreibt Meßmer in seinem Tagebuche (Bogen, Osterwoche): „Ich ging heute meinen Landsmann, den Pater C., besuchen. Wie freundlich ist's doch in diesen Zellen! Drunten blüht ein stilles Gärtlein, plätschert der Springbrunnen sein Lied, und ranken die Rosen an's Fenster herauf. Ich dichtete die „Zelle."

Wieder erklingt sein Weh'n und Sehnen in dem Gedichte „der Schwan;" denn der Schwan ist er selber. Folgt darauf ein „Nachruf" an den Mitschüler Peter Wasserer, der eine Perle unter den Seminaristen war und als Kandidat der höhern Weihen in's Grab stieg. Prof. Vinzenz Gasser (der spätere Fürstbischof) schrieb dessen Lebensbild (kathol. Blätter aus Tirol 1846), und Meßmer widmete ihm einen warmen Nachruf. Ein Nachruf ist auch sein „Abschiedsgruß an Prof. Franz Josef Rudugier," späteren Bischof von Linz, welcher damals seine Lehrkanzel der Moraltheologie in Brixen verließ und einem Rufe nach Wien folgte, um dort Hofkaplan zu werden. Der Abschiedsgruß, im Namen

der dankbaren Schüler gesprochen, ehrt wieder den Dichter und den scheidenden Lehrer. Den Schluß von diesem Jahre bildet ein Lied vom „Etschthal," eigentlich von der Etschregulierung, welche nicht fortschritt, sondern den Fluß alljährlich das schöne Thal überschwemmen ließ, worauf Jammer und Noth, bis nachträglich alles wieder „beim alten blieb." Daher Meßmers bitteres Klagewort.

Jahr 1847.

Meßmers letztes Jahr im Seminar.

Zuvörderst klagte er über seine Poesie in der Gegenwart, als er von einem Gespräche mit einem Freunde über die Vergangenheit wehmütig von dannen ging. „Unter Anderm wandelte mich eine leise Wehmut an, daß der Naturkranz, der einzige, den ich unbefleckt tragen könnte, wenn Alles schön und friedlich gegangen wäre, der Kranz der Poesie, welk zu meinen Füßen liegt." Und ein anderes Mal, als er von einem Gang in den Frühling zurückkehrte, heißt es: „Alle Poesie ist verstummt, Begeisterung verpufft. Ich kann in ein Bettler-Institut gehen, brauche auch nicht wo zu suchen, die Welt wird mir's besorgen. Ich bin etwa nicht betrübt darüber, aber eine Misere ist's halt doch." Dagegen hofft und schreibt er von seiner Poesie in der Zukunft Folgendes: „Ich bin eine dickhäutige Seele langsamer Entwicklung, wo bei aller Nichtigkeit und Mosaik der Oberfläche sich Massen in der Tiefe bewegen. Ich habe selbst kaum etwas von poetischer Kraft verloren, und vielleicht einmal arbeitet sie sich langsam an's Licht. Das weiß ich, leichten Augenblicksdichter gebe ich keinen ab. Ich brauche eine Geschichte mit großen Ideen, ich brauche Massen. Aber ich habe noch keine solche — gegenwärtig geschieht auch nichts; habe auch keine Sprache und muß unsere Dichter in mich aufnehmen und das Maß der Schönheit von den Alten lernen. Es

wird aber wol bei dem bleiben, daß man meinen einstigen Produkten Gedanken wird nicht absprechen, wohl aber Fülle und Reichtum — wie ein Stamm im Winter.“ Ein anderes Mal bei Gelegenheit, als er Hölty gelesen, schreibt er: „Ich las Hölty und mußte lächeln bei dieser Lieblichkeit und Genußseligkeit. Welch' kleine, bedürfnißlose, außer das Leben gerückte Herzen hatte jenes liebe Dichtervölklein! So lauraselig wär' ich etwa auch geworden, hätte Gott und Leben weniger an meinem Herzen gerüttelt. Nun habe ich freilich riesige Bedürfnisse dagegen! Gott sei Dank — die Keime in mir sind Ansätze zu einem Tannenwald; ich fühle es, meine Aufgabe werde ich nicht lösen. Der Mensch unserer Tage braucht überhaupt Fittige von antediluvianischer Größe.“ — Dabei produzierte er wol auch in diesem Jahre Mancherlei.

Einmal sollte er für das Theater-Personal einen Operntext liefern. „Ich suchte nun,“ schreibt er, „aus allerhand Büchern, Bollandisten und Joh. v. Müller ein Bild des Nikolaus von der Flue zusammen. Solche Allotria, wenn sie mich für den Augenblick einnehmen, machen mir nachträglich böses Blut. Wohl aber frommte mir, was ich dabei aus Joh. v. Müller über die Kriege der Schweizer mit dem kühnen Karl las, so ernst, so einfach groß, so ohne allen Flitter wie dies Gemälde, das mich alle freie Zeit beschäftigte. Um die Tirolergeschichte lieb zu gewinnen, müßte man sich aus dieser Schweizergeschichte den Geist der alten Zeiten verständlich machen.“ — Um dieselbe Zeit und aus demselben Anlasse schrieb Meßmer auch „Eisele und Beisele,“ eine ergötzliche dramatische Scene, die uns Alle heiter stimmte und Meßmer, den wir schon so sehr liebten, von Neuem liebenswürdig machte. Hören wir aber, was Meßmer über seine Komödie urteilt und welche Betrachtung er damit verbindet. „Heute Nachmittag schrieb ich gar eine totale Narrheit zum morgigen Fastnachtsunsinn— „Eisele und Beisele,“ nicht zu entschuldigen, wenn's nicht

aus Gefälligkeit geschehen wäre, obwhol auch diese von Menschendienerei nicht frei ist. So fordert denn das Herz wieder seufzend seine Stille, seine Rechte, und ich bin herzlich froh, daß dies Getümmel und Gedümmel einmal gar ist. Hätte zwar noch viele Lust, Egmont zu lesen, aber ich will wenigstens heitern, erfrischten Leibes aufstehen. Was ist das für ein Treiben, wenn so plötzlich von hier ein Gedanke abfährt in ein stilles Kloster, wo jede jener Seelen „allein ist und doch stets in lieber Gesellschaft, jede das Ihre thut und sich nicht um Andere kümmert, Alle durchdrungen von dem großen Gedanken, jeden Augenblick als brennende Lampe erfunden zu werden.“ — So die Operette „Nikolaus von der Flue,“ und das Lustspiel „ Eisele und Beisele“ liegen nicht vor, wohl aber lyrische Dichtungen aus diesem Jahr.

Einmal drangen die Freunde Meßmers in ihn, daß er ihnen endlich wieder ein neues Lied zu lesen gebe, und er dichtete darauf die „Antwort.“ — Durch die letzte Strophe stellt sich das zweite Gedicht neben das erste; zugleich zeigt es uns, wie Meßmer, der oft jene schweren Augenblicke hatte, ein anderes Mal sich wieder so reich und selig fühlte, und daß es etwas ganz Anderes war, als etwa Unglück und Unzufriedenheit, was auf dem Grunde seiner Seele und seiner Stimmung ruhte. Der Eine hat kleine Bedürfnisse, daher kleine Leiden und Kämpfe, sie zu befriedigen; und kleine Freuden, wenn sie befriedigt sind. Ganz anders bei einem Andern. Der Erste ist zufrieden — nach seinem Maße; für den Andern gilt ein anderes Maß. Die nächsten drei Lieder gehören dem Frühling und innern Leben Meßmers zugleich an; der Bezug und Zusammenhang zwischen den drei Liedern und seinem Leben liegt nahe genug. Des „Liedes Pfeil“ stellt sich neben die „Morgenphantasie;“ — ein Lied der Sehnsucht und träumender Erinnerung in die Ferne und Vergangenheit.

Auch dichtete er einen Fest-Prolog für den Konsekrations-Gedächtnißtag des hochwürdigsten Fürstbischofes

Galura, ein warmes, würdiges Wort auf den schönen begeisternden Anlaß. Das Gedicht wurde in den katholischen Blättern abgedruckt; der Dichter aber erhielt vom hochwürdigsten Fürstbischofe dessen „christliche Theologie“ zum Geschenke und ging dafür zu danken. Hören wir die Beschreibung des interessanten Besuches. „Ich war beim Bischof, ihm meine Dankvisite abzustatten. Es war ein interessanter Besuch. Man naht sich ohne die geringste Verlegenheit — die würdige Umgebung, der gute rasche Greis mit den seidenen Häärlein und der sanguinisch erregten, wohlwollenden Rede machte mir einen freundlichen Eindruck. Und er hatte in Allem, was er sagte, schlagend Recht. Das Kleine soll man suchen, daraus sprosse Großes. Das Wort Gottes sei unser Ein und Alles — man müsse es aber einfach, wie es sei, dem Volke bieten — Magnalia Dei; die Moral gebe sich von selbst. Das schöne große Ganze müsse durch sich anziehen. Mir selbst sagte er: ich solle nur das Geringe suchen und meinen Obern fest vertrauen — sollte ich allenfalls auch zu einem gelehrten Berufe bestimmt werden. „Denken Sie,“ sprach er zuletzt, „als ob Sie der letzte Kooperator der Diözese würden, und verwenden Sie sich, als würden Sie der erste Bischof der Welt.“ Gott weiß, daß ich bei allem Gespinnst eitler Phantasien im Grunde des Herzens doch vollkommen ruhig über meine Zukunft bin.“ —

Am 2. Dezember dieses Jahres entstand auch sein preisgekröntes „Schützenlied.“ Hören wir seine Entstehung: „Heute kam Ignaz Zingerle* zu mir und erzählte von der Konkurrenz der Tiroler-Dichter zu einem Schützenliede um den Preis eines silbernen Pokals. Zuerst lachte ich, dann kehrte ich's innen hin und her und hatte keine Ruhe, bis ein Lied auf dem Papier stand. Den hebräischen Büchern und der Eingezogenheit ging's schlecht dabei.“ Meßmer's Schützenlied

---

* Derzeit Universitätsprofessor, Dichter und Schriftsteller in Innsbruck.

gewann den Preis unter zahlreichen Konkurrenten. Am 1. Mai 1851, als unser Dichter bereits Professor in Brixen ist, wird ihm der Pokal feierlich überreicht, wie wir hören werden. Auch das „Schützenlied“ werden wir dort einreihen.

Jahr 1848.

Meßmer ist in der Seelsorge als Kooperator in Heiterwang angestellt. Teils der seelsorgliche Dienst, teils die Ereignisse des Jahres 1848 nahmen das innere und äußere Leben Meßmer's derart in Anspruch, daß für die Poesie nur wenig Zeit und Kraft abfiel. Die politischen Ereignisse des Jahres hat Meßmer tiefinnerst mitgelebt, sich mitfreuend, wo Hoffnung für die Menschheit zu keimen schien, und mittrauernd, als die Saat mutwillig und böswillig verdorben ward.

Seine Poesie schließt sich dann auch ihrem Inhalte nach ganz den Ereignissen des Jahres an. Zunächst dichtete er: „Ein Blatt auf J. Görres' Grab,“ „Das freie Wort“ und „Willkomm dem Kaiser!“ Alle drei Lieder zeigen, daß Meßmer ein Lyriker mit Kartaunen geworden wäre, wenn er länger gelebt hätte.

Bei Gelegenheit des ersten jener Lieder schreibt Meßmer über seine Poesie: „Görres ist tot, die stämmige Kirchensäule; er starb am 29. Jänner. Heute noch setzte diese Nachricht von gestern Kopf und Herz in Schwingung. — Ist doch würdig, dachte ich, dem eichenen deutschen Görres ein eichenes Wort nachzurufen. Gesagt, gethan, kostete zwar eine halbe Nacht, aber die Lyra der Melpomene ist mir noch handgerecht, ja mehr denn zuvor. Aber Ideen muß ich haben, eine Geschichte, Männer der Geschichte, Thaten der Geschichte. Den Erospfeil und das zarte Gespann der Cythere und die Blümleins und Vögeleins und die Grille und den Sperling und das Lüftchen — ach diesen Plunder von Kinderspiel habe ich verloren. Die Tautropfen sind aus

den Mähnen geschüttelt, und sehe struppig und streng darein und rede eine rauhe Sprache. Vielleicht bring ich des Innthalers göttliche Grobheit zu Ehren.“ — Nebstdem schrieb er verschiedene Aufsätze in verschiedene damalige Zeitblätter, z. B. „Ein Wort an den tirolischen Klerus (Kath. Bl. S. 1073), an den tirolischen Klerus — ein Nachtrag (Kath. Bl. S. 1168); ein Brief an alle, die ihn lesen wollen“ (Volksblatt S. 8—11). Mit welchen poetischen Plänen und Entwürfen sich Meßmer trug, mag uns sein Tagebuch sagen. „Wie man überhaupt in manchen Zeiten Vieles thun möchte, so stieg mir heute lebendig der Gedanke zu einem Heldengedichte auf: Bonifacius. An welthistorischer Bedeutung und Tiefe wie Kraft käme diesem nicht leicht ein Thema gleich. Und dann, als wir die Allerheiligenlitanei beteten, in der alle Kreise und Zeiten der Kirche so wunderbar im Zusammensehen und Zusammenwirken dargestellt sind, ein Eindruck, der schon in den Kinderjahren mächtig war — fiel mir ein, wie es herrlich sein müßte, mit Innigkeit das Innige dieses Cyclus zu erfassen und darzustellen. Auch das Buch über die sieben Sakramente, das ich einst schreiben werde, tauchte in meinem Sinne auf. Nachmittags und Abends aber lebte ich nicht mehr.“ — Dann heißt es wieder: „Ein Gespräch über den Fall der alten Welt veranlaßte mich, über diese furchtbare Tragödie nachzudenken. Himmel! Wenn ein Shakspeare die Zerstörung Jerusalems schriebe! Welch' ein großartiges Gedicht müßte das geben, wenn man Kraft hätte, in Visionen jenen Knoten der Weltgeschichte abzuwickeln! So etwa: 1. Der Weltplan Gottes im Himmel; 2. Völkererziehung, die von Babels Turm bis auf Christus herabzieht; 3. Er — sein Friede, der Welt Unruhe und Mißverstand; 4. Juden- und Heidentum bricht ihm den Stab, dadurch sich selbst; 5. Er stirbt und triumphiert; 6. Jerusalem fällt, Rom fällt; 7. das Christentum zieht in die Welt ein, verjüngend, neugebärend, weckend, belebend, erleuchtend! Nummer

1 und 7 als Prolog und Epilog, und mitten die Tragödie. Aber welche Riesenkraft wäre erfordert, damit das Alles in natürlich Fleisch gekleidet würde und nicht apokalyptisch bliebe! Gewiß muß eine katholische Poesie sich einst diesem Gedanken zuwenden, einst im goldenen Zeitalter, wo katholische Shakspeare und Äschyluſſe blühen werden, und Dante das Symbolische abgelegt hat und Geschichte dichtet; dasselbe gilt von dem Epos „die hl. drei Könige," welches einst entstehen muß. Meine vor Jahren schon angefangene Tragödie „Adrastos" nach Herodot, und die andere „Themistokles" und die andern „Virienzi" — was wird aus diesen werden?"

Jahr 1849—1857.

Meßmer ist Professor der Theologie in Brixen. Um diese Zeit wurde er ein preisgekrönter Dichter. Hören wir ihn selbst und dann die „Schützenzeitung" über das Ereignis. In Meßmers Tagebuch heißt es unter dem 1. Mai 1851: „Es ist die Zeit des großen Ruhmes da; mein Becher kam und die Brixner machen einen ungeheuren Lärm, eine Art Demonstration. — Heute kam der Ehrentag selber, regnerisch mit seltenen Sonnenblicken. Die Ueberreichung des schönen Bechers geschah im Seminar in einer ausgezeichneten Gesellschaft. Der Präsident hielt eine Rede und Schönherr bot mir im Namen der Schützen die Hand — ich umarmte ihn, was nicht im Programm gestanden haben mag. Ich war ergriffen und beantwortete so die Rede des Grafen. Es war nun auch Festmahl, wobei eine seltene Vereinigung aller Stände und Alter war — circa 100 Personen. Ich hielt eine kleine Rede über die Bedeutung des Schützenwesens; nun Toast auf Toast, zarte und humoristische, und eine ungeteilte Heiterkeit."

Die „Schützenzeitung" Nr. 37. 9. Mai 1851 brachte folgenden Bericht über das Fest: „Brixen 5 Mai. Das heute in unseren Mauern stattgefundene Fest ist für

alle Schützen des Vaterlandes von hoher Bedeutung. Dem Dichter des preisgekrönten Schützenliedes, dem Herrn Professor Alois Meßmer, wurde heute der in dankbarer Anerkennung ihm geweihte Ehrenpokal im Namen der Schützen des Landes Tirol und Vorarlberg in feierlicher Weise überreicht. Der k. k. Landeshauptschießstand hatte sich an den Herrn Kreispräsidenten von Brixen, Grafen v. Fünfkirchen, den hohen Schützenfreund und Schützen, gewendet, um durch dessen Hand die feierliche Ueberreichung zu vollbringen. Der Landeshauptschießstand hatte ferner einen Schützenrat aus seiner Mitte zur Ueberbringung des Sängerpreises mit einer Urkunde, die als kleines Meisterstück von Kalligraphie gelten kann, nach Brixen abgesendet. Die feierliche Ueberreichung geschah in einem Saale des fürstbischöflichen Seminars, welcher zu diesem Zwecke auf das geschmackvollste ausgeziert wurde. Ein prachtvolles Bildniß Sr. Majestät des Kaisers Franz Joseph, des höchsten Beschützers und Förderers unseres Schützenwesens, ward aufgestellt, und vor demselben stand auf schmuckem Tische der silberne Pokal und harrte des Sängers, welcher jenes Lied sang, das Alle mit Begeisterung aufnahmen, welche den alten Tiroler Wahlspruch: für Gott, Kaiser und Vaterland, unverändert im Herzen tragen.

„Um 10 Uhr, als der Herr Präsident in Uniform und mit der Landesvertheidiger-Medaille von 1848 geschmückt mit dem Deputirten des Landeshauptschießstandes und der Vorstehung des Schießstandes zu Brixen eintrat, war der Saal bereits von Festteilnehmern aus allen Ständen überfüllt. Hierauf wurde der Gefeierte von dem Abgeordneten des Landeshauptschießstandes und der Schützenvorstehung von Brixen abgeholt und in den Saal geleitet, wo er unter Trompeten- und Paukenschall eintrat. Der Herr Kreispräsident Graf v. Fünfkirchen übergab nun als Repräsentant aller Schützen dem gefeierten Dichter den blinkenden Pokal mit einer Rede voll Herzlichkeit und Feuer. Sie lautete ungefähr:

„Verehrtester Herr Professor!

„Erfreut durch die ehrende Einladung der Schützenvorstehung des k. k. Landeshauptschießstandes, Ihnen diesen Ehrenbecher als den Preis des gekrönten Schützenliedes zu übergeben, erfüllt mich dieser Beruf mit Stolz. Versammelt sehen Sie hier einen schönen Kranz Ihrer Verehrer und Freunde. Die dankbaren Zöglinge, die Sie nach Ihrem würdigen Beispiele und durch Ihre weisen Lehren zum erhabenen Priestertume vorbereiten, und sie zur Stütze der heiligsten Religion, zur Förderung der Wissenschaften und zum Schutze der Armen ausbilden, Ihre wackeren Herren Collegen und die Sie ehrenden Freunde, so wie wir als Abgeordnete des Landeshauptschießstandes in eigenem Namen und im Namen aller Schützen, wir begrüßen Sie als den begeisterndsten Barden des Landes, der Sie in Fülle der reinsten und erhabensten Gedanken diese Verse hinhauchten, und so den treuen Gesinnungen der biedern Tiroler Worte gaben. Schützen hoch! Schützen frisch! Schützen froh! Schützen frei! Schützen Mut! Schützen Blut! Schützen Sieg! bleiben immerdar des Tiroler Losung, freudig wiederhallen sie in den Herzen aller Biedern und erklingen in ihrem frohen Gesange, ehren den Dichter, der sie ihnen in den Mund legte, eingedenk des alten Tiroler Wahlspruches „alles für Gott, Kaiser und Vaterland.“ Freudig rufe ich Ihnen im Namen aller Schützen zu: Schützen Freund! Schützen Ehre! Dichter Sieg! und bringe ein Hoch aus unserem allgeehrten Dichter und Professor Meßmer.“

„Der Deputirte des Landeshauptschießstandes überreichte hierauf dem Preisgekrönten die betreffende Urkunde, nach deren Sinne er im Namen aller Schützen des Vaterlandes ihm den Handschlag bot, der in kräftiger Weise erwiedert und mit dem Bruderkusse besiegelt wurde. Meßmer hielt nun eine Rede voll Geist und Gemüt. Er dankte für die hohe Auszeichnung, die er eben aus den Händen des Präsidenten empfangen, in den bescheidensten Worten.

„Das Verdienst des kleinen Liedes sei einzig die gute Absicht, die Schützen zu erfreuen, ihnen Lust, Mut und hie und da Kurzweil zu machen. Möge die erfüllt werden zum Gedeihen des Vaterlandes!

„Es sei ihm überhaupt diese schöne Gabe des Vaterlandes stets nur ein Wecker jener Gefühle und Gesinnungen, die er gegen sein teures Tirol hege. Möge der Adler*) nie auf einem faulen Stocke niedersitzen, sondern lustig über alle Berge flattern. Und der Kranz — den er nicht als seinen, sondern des Vaterlandes anerkenne, nie welken, sondern frisch und buschig grünen!

„Als der Gefeierte seine Rede, in welcher Gedanke an Gedanke sich drängte, vollendet, übergab ihm der Oberschützenmeister von Brixen ein zur Feier des Tages verfaßtes Gedicht, freundliche Verse auf zarter Seide, worauf ein mächtiger Sängerchor mit Begleitung des Orchesters das von Herrn Domorganist Zangl eigens für das heutige Fest komponierte Preislied aufführte.

„Die Komposition mit ihren markichten und frischen Gedanken macht dem Herrn Kompositeur alle Ehre. Ueberraschend und begeisternd war der Klang der Kaiserhymne mit dem Vers „für Gott und Fürst und Vaterland“ verwoben. Ein frisches Quartett, das in patriotischen Klängen erscholl, schloß die gelungene Produktion.

„Mittags fanden sich der Herr Kreispräsident und alle Freunde und Verehrer des Gefeierten, Domherren und Professoren, Offiziere und Beamte, Bürger, Schützen und Schützenfreunde zu einem Festmahle mit 98 Gedecken im Gasthofe zum Elephanten. Der Saal war mit dem Bildnisse Sr. Majestät des Kaisers, mit Schützenemblemen, centrumdurchbleiten Scheiben, Adlern, Fahnen, Waffen, Blumen und Inschriften geschmückt. In der Mitte der weinfunkelnden Gläser stand der Ehrenpokal, denn heute noch sollte in seiner silbernen

*) Auf dem Deckel des Pokals sitzt ein schmucker Adler mit goldenem Kranz im Schnabel.

Tiefe der schützenfreundliche Rebensaft zum Toaste perlen. Der Herr Kreispräsident brachte den ersten Toast in sinnkräftigen Worten dem gefeierten Dichter. Lauter Jubelzuruf der ganzen Gesellschaft folgte gemischt mit dem Feierklang der im Vorsaale spielenden Kapelle des hiesigen Stadtschützencorps und dem lauten Knalle der Böllersalven. Hierauf erwiederte Meßmer mit gefühlten Worten des Dankes, ergoß sich in eine feurige Rede über das edle Schützentum und das Ritterliche eines Volkes, dessen Arm in ungeschwächter Kraft die mächtige Waffe führt, und trank auf das Wol der Schützen, als die schönste Zierde unseres Vaterlandes. Seine Worte fanden rauschenden Wiederhall, und wenn auch nur allein ein Schütze ganz fühlen kann, was Schützenlust und Schützengröße ist, hier fühlte es vielleicht Mancher, dem das Verständnis des Schützenwesens noch nicht gegeben war. Meßmer ist ein ausgezeichneter Redner; blitzende Gedanken voll Kraft und Bedeutung, ein angenehmes Organ, blühende Sprache und dazu seine jugendliche Frische und edle Gestalt haben ihm hier wie immer und überall reiche Ernte des Beifalls erworben.

„Der Preispokal, dessen Weitung mit Champagner von bekannter Munifizenz anhaltend gefüllt wurde, ward nun zu manchem schönen Trinkspruche und auf das Wohl manches Schützen und Schützenfreundes geschwungen. Ein endlosstürmisches Evviva ward dem Kreispräsidenten ausgebracht, denn dieser ist ja der Mann, der schon durch die freundliche Erscheinung zu geselliger Lust und gemütlicher Freude ermunterte, ein Mann, bei dem es schwer zu sagen ist, ob man ihm mehr Achtung oder Liebe schenkt, denn beide sind gleich groß. Daß man beim Lebenlassen braver Männer edler Frauen nicht vergaß, versteht sich von selbst. Giebt es ja unter ihnen ganz wohlwollende Freundinnen der Tiroler Schützen, und manches Fahnenband, manche schöne Festzierde ist schon von schönen Händen gestickt und gespendet worden. So

flattern zwei goldgestickte Bänder mit schönen Sprüchen auf der Fahne der Vahrner Schützen und jeder stimmte freudig in den lauten Toast, welcher der Frau Gräfin v. Fünfkirchen ausgebracht wurde.

„So ward das treffliche Mahl mit gediegenen Reden, feurigen Toasten und gemütlicher Heiterkeit gewürzt. Die Gesellschaft, welche in beinahe 100 Personen, die hohe Geistlichkeit, sämtliche Herren Beamten und Militärs, unter welchen wir den Herrn Major Grafen von Wolkenstein als thätigen Förderer des Festes bemerken, die Herrn Professoren der Theologie und des Obergymnasiums, zahlreiche Bürger, darunter den tüchtigen Gemeinderat und Kommandanten des schönen städtischen Bürgercorps Dr. von Guggenberg 2c. umschloß, ging gewiß in vergnügter Stimmung auseinander, und hält die Erinnerung an den bedeutsamen Tag fest, an dem der Sänger der Schützen seinen Ehrentag feierte."

Das, vom damaligen Professor Vincenz Gasser auf die Feier des Tages verfaßte schöne Gedicht lautete also:

Zur Ueberreichung des Ehrenpokals an den Verfasser des Tiroler Schützenliedes Herrn Prof. Alois Meßmer.

Willkommen ist des Sängers Wort,
Es giebt dem Spiele Sinn;
Das Glück, es wechselt fort und fort,
Das Lied bleibt Reingewinn.
D'rum wo im Stand der Stutzen knallt,
Auf's Schwarze hingezielt,
Wenn Berg und Thalgrund wiederhallt,
Und Pfeif' und Trommel spielt:
Da ist zur Schützenlust, wenn sie am höchsten blüht,
Willkommen auch und angesagt der Sänger und sein Lied.

Willkommen ist des Sängers Wort,
Es steigert heit're Lust:
Man wandert froh von Ort zu Ort
Zum Lied aus froher Brust.
D'rum wo im Wald der Stutzen knallt,

Im weiten Forstrevier,
Der Jäger aus dem Hinterhalt
Erlegt das edle Tier:
Da ist zur Jägerlust, wenn sie am höchsten blüht,
Willkommen auch und angesagt der Sänger und sein Lied.

Willkommen ist des Sängers Wort
Es schaffet frohen Mut,
Wenn von des Landes Wehr und Hort
Verlangt wird Gut und Blut.
D'rum wo im Feld der Stutzen knallt
Und die Kanone singt,
Wo Landeswehr' mit Allgewalt
In Feindesreihen dringt:
Da ist zum Männerkampf, wenn er am höchsten glüht,
Willkommen auch und angesagt der Sänger und sein Lied.

Wie im vorigen Jahre die Seelsorge, so ist es jetzt die Professur, welche Meßmers Zeit und Kraft in erster Linie in Anspruch nahm. Sodann beschäftigte ihn bald und auf längere Zeit ein größerer poetischer Stoff, von dem leider nur ein schöner, großartiger Torso vorhanden ist. Endlich ist es seine erste und letzte Krankheit, welche früh und aus weiter Ferne schon ihre Schatten in das Gemüt und ganze Streben unseres Dichters hereinwarf, wie wir aus dem Tagebuch unzweideutig entnehmen. So schreibt er z. B.: „Ich habe hier ein Gedicht von Schöpf „Johannes d. T.," das mich anregte, über die Poesie der Zukunft, die wieder zu den Mysterien des Mittelalters zurückgreifen muß, wenn sie religiösen und welthistorischen Gehalt bekommen soll, nachzudenken. Natürlich kann die alte Naivität nicht wiedergeboren werden, dafür aber die Kunst des erleuchteten Glaubens, der das Werk Gottes mit der Fülle erhabendster Kunst in sich, in der Weltgeschichte erfaßt und nachgestaltet. Bereits melden sich die Anfänge (z. B. Veronika von E. Ringseis). Ich sann sogar über einen alten Lieblingsgedanken: Die Weisen aus dem Morgenlande. Bei alledem bin ich arm am Geiste, und wieder manchmal spannt Phantasie die bunten

Flügel aus und wiegt sich in Einbildungen. Die Natur war zu Zeiten so schön, daß mich eine tiefe Wehmut ergriff; ich weiß nicht, ist es das Gefühl der Unwürdigkeit im weiten Tempel Gottes, oder das Gefühl der Allvergänglichkeit, oder der eigenen Hinfälligkeit, daß wir in einem eilenden Schifflein durch alles hindurch müssen und nur lachen, wo wir gedankenlos sind. Man möchte zwar meinen, der Glaube, der eine Welt über der Welt ausspannt und einen Himmel über dem Himmel, mache alles heiter und lasse alles sublunarische Weh vergessen, aber so oft man das auch hört und predigt, es ist natürlich und nicht wahr. Qui sumus in hoc tabernaculo, *ingemiscimus* gravati, eo quod nolumus spoliari, sed supervestiri — das ist ein tiefes, wahres Wort. Wie wir nun aber mit tiefer Liebe an dem engern tabernaculum, dem Leibe hängen, so hängen wir auch an dieser weiten, schönen Welt. Aber auch die Sehnsucht darüber hinaus ist eben so wahr und kräftig, und sie ist unser Bestes. „Was kann irdisches Glück, auch das höchste anders sein als die Ahnung einer bessern Welt?“ — ein tiefes Wort Hamanns. Jede reine Freude ist irdisches Abendrot und Morgenrot des Himmels, sonst wäre sie schal. Der Strahl Jenseits und der Tropfen Ewigkeit, der da in's Erdenleben hereinfällt, giebt ihm alle Schönheit, die es besitzt, und alles Sehnen und Dehnen, das ihm anhängt. Gute Nacht.“

Von kleineren Gedichten, die in diesen Jahren entstanden, nehmen wir die folgenden auf: „An Meran.“ Ist ein Fragment einer Einladung zu einem Hausschießen des Erzherzog Johann in Meran. — „Das Tiroler Schützenfest am 19. März 1853“ wurde gefeiert, als der Kaiser Franz Josef dem Attentate des Schneiders Libeny glücklich entkam. — Die nächsten 5 Lieder sind gerichtet an die Frau Baronin Buttlar. Baronin Buttlar (geb. 1796), eine Nichte der beiden Brüder Wilhelm und Friedrich Schlegel, eine Tochter des Herrn

Ernst, Hofsekretär in Sachsen, genoß als Künstlerin der Malerei einen bedeutenden Ruf. Im Alter von 20 Jahren heiratete sie den k. russischen Gardeobersten Baron Buttlar, der nun seine Stelle quittierte. Wegen des Übertritts des Herrn Barons zum Katholicismus (zu Wien 1824) sollte sich Augusta auf den Wunsch ihrer Eltern von ihm scheiden lassen, und als sie sich dessen standhaft weigerte, drohte man ihr mit Enterbung. Im Jahre 1826 starben beide Eltern (25. und 27. Mai) und die Tochter war enterbt. Nun wurde auch die Frau Baronin mit den zwei Töchterchen Marianne und Adelheid katholisch (2. Febr. 1827) zu Florenz. Durch ihre Kunst mußte sie die ganze Familie ernähren. Im Jahre 1829 verlor sie ihren (ebenfalls katholisch gewordenen) Onkel Friedrich; er verschied in ihren Armen; in demselben Jahre starb ihr die Tochter Adelheid. Das Jahr 1840 raubte ihr den Gemahl, und das Jahr 1845 die letzte irdische Stütze, ihre 25 Jahre alte Tochter Marianne. Seit dem Jahre 1848 lebte die Baronin in Brixen.

Hier wurde sie für einige Zeit ein Mittelpunkt wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens und Strebens, indem sich ein Kreis von jungen, aufstrebenden Talenten um die Künstlerin sammelte — zu gegenseitiger Mitteilung, Anregung und Förderung. Auch Meßmer war darunter, verehrte einst der Künstlerin das im Jahr 1851 zu Mainz erschienene Werk: „Die Kirche in ihren Liedern durch alle Jahrhunderte.“ Von J. Fr. Schlosser. Hierauf bezieht sich das Gedicht „Widmung.“ Das nächste Gedicht: „Auf den Tod eines Kindes“ (1, 2 und 3) ist gewidmet dem jüngeren Töchterlein und das andere „An Mama“ dem Hinscheiden der älteren Tochter der Frau Baronin. — Im Juni 1852 wurde Meßmer mitten in rastloser Arbeit durch den ersten, und im Februar 1853 durch einen zweiten gefährlichen Anfall von Bluthusten überrascht. Er erholte sich beide Mal wieder; aber die Perspektive in die Zukunft blieb getrübt.

In der Rekonvalescenz ist der „Vorfrühling“ gedichtet, ebenso „Auf ein Grab“ (einem Cousin gewidmet, der in der Fülle des Lebens und der Kraft dahinstarb). „Maienkapelle“ und „Unsere Zeit“ tragen ihre Situation in sich. —

Meßmers Geist wurde dem Körper zu stark, und dieser erwies sich für jenen zu schwach. Auf dieses Mißverhältnis nahm er selbst zu wenig Rücksicht. Sobald er sich wieder einigermaßen bei Kraft fühlte, nahm er nicht blos seine Lehrthätigkeit an der theologischen Fakultät wieder auf, sondern schrieb und studierte gleichzeitig ganze Massen in Prosa und Poesie. So arbeitete er an der Vollendung seiner „Reiseblätter zwischen Venedig und Amsterdam,“ die in 4 Bändchen bei Wagner in Innsbruck erschienen sind. Sie zeigen uns Meßmer's umfassendes Wissen, sein vielseitiges Interesse, seinen klaren Blick und seine unvergleichliche Darstellung. Sodann schrieb er eine„ Geschichte der Offenbarung“ in zwei Bänden, deren Druck bei Herder in Freiburg er noch erlebte. Ferner schrieb er „Erklärung des Johannes-Evangelium,“ „Erklärung des ersten Korintherbriefes,“ „Erklärung des Briefes an die Galater.“ Alle drei Werke und seine zwei Bände „Predigten“ erschienen nach seinem Tode. Endlich studierte und schrieb er seit 1851 an einer größeren episch-philosophischen Dichtung, „Religion und Kunst“ betitelt, welche leider nur als ein höchst wertvolles Fragment vorhanden ist. Bereits in seinem Tagebuche vom Jahre 1841 — Meßmer studierte damals die sechste Gymnasialklasse — findet sich eine Bemerkung, aus welcher hervorgeht, daß ihm schon damals ein ähnliches Gedicht vorschwebte. Aber noch gehörten Jahre des Studiums, der Erfahrung und Reife dazu, bis das Geahnte die Bestimmtheit des Gedankens, und dieser die poetische Gestalt gewinnen konnte. Die Vollendung dieses „Vorgesanges“ und „ersten Gesanges“ — weiter reicht das Bruchstück leider nicht — gehört vorzüglich in das Jahr 1851. Er verwendete vielen Fleiß auf

die sorgfältige Ausarbeitung der 110 Stanzen und erklärte sie selbst als „das Beste seines bisherigen poetischen Schaffens.“ Es sollte in dem Gedichte — soviel geht aus dem Bruchstücke deutlich hervor — das Verhältnis von Religion und Kunst philosophisch und historisch erfaßt, und Beides Poesie werden. Und in der That, wenn wir Meßmer's Begabung, Neigung und Studien uns vergegenwärtigen, so brachte er für ein so hohes, begeisterndes Thema allen Beruf mit sich. Das wird auch durch das vorliegende Fragment bestätigt. Nachdem im Vorgesange die Schöpfung und Sendung der Künste erzählt und poetisch gedeutet ist, beginnt im ersten Gesange die Kunst, ihre sittigende Macht unter den Menschen zu entfalten. Es folgt der Abfall der Kunst und der Verfall alles Lebens. Bei den Heiden eine dunkle Ahnung und Sage von künftiger Erlösung und Wiederherstellung des Lebens und der Kunst, und eine erste sichere Kunde davon in der Uroffenbarung schließen den ersten Gesang, oder die heidnische Kunst. Darauf sollte der zweite Gesang mit der hebräischen Kunst, der dritte mit der altchristlichen, der vierte mit der mittelalterlichen, der fünfte mit der neuern Kunst folgen; den Schluß würde wohl ein Blick in „die Kunst und Poesie der Zukunft“ gebildet haben — ein Gedanke, mit dem sich Meßmer gerne beschäftigte. (S. „Reiseblätter“ I. Band, S. 121 und „Lebensbild“ II. Band, S. 145). Ein solches welthistorisches Thema, mit seinen erleuchteten Gedanken gelöst, war der Vorwurf des Gedichtes. Wenn wir noch betrachten, wie in dem vor uns liegenden, fertigen Teile der hohe und schwierige Gedanke durchweg einen so prägnanten Ausdruck gefunden, wie das kunstvolle Metrum der achtzeiligen Stanze mit solcher Leichtigkeit und Reinheit gehandhabt ist; so mögen wir abermal zu dem Schlusse kommen, daß wir, je mehr uns von dem Nachlasse des sel. Meßmer veröffentlicht wird, um so mehr ermessen und bedauern lernen, was mit ihm zu Grabe gegangen.

Der Herausgeber.

ALOIS MESSMER'S

Gedichte.

Jahr 1842.

Roland's Tod.

Was gleicht dem Rolandshorne? Was gleicht dem Rolandsschwert?
Was gleichet wohl dem Rappen flink, dem Roland lieb und wert?
Der Roland ist gesunken im Thale Ronceval;
Des Schwertes Blitz erloschen, verstummet des Hornes Schall.

Der Roland ist gesunken, von Wunden blutigrot:
Es liegt der treue Rappe zu seinen Füßen tot,
Und rings die tapfern Genossen verblichen im Mondenschein:
Der Mohren feige Tücke erdrückte die edlen Leu'n.

Sie hatten schön gestritten, ein würdig Christenheer;
Sie lagen schön gebettet als Krieger auf ihre Wehr:
Als schwebt um ihre Häupter ein Heil'genschimmer mild,
So glänzte Stern- und Mondlicht zurück von Helm und Schild.

Sie sind emporgestiegen zum Märtyrerkreise hoch,
Roland auf seinem Schilde, der Starke atmet noch.
Bald wird auch Roland folgen, die Andern gingen vor,
Als müßten sie sein gewärtig bei seinem Siegeschor.

Er hebt sich von dem Schilde, gestützt auf's Felsgestein,
Nicht achtend seines Blutes, verschäumend wie edler Wein.
Noch einmal willst du stehen, du Eiche von edlem Mark,
Noch einmal hebt dein Haupt sich, du Blume, schön und stark.

„Wohl war ich eine Eiche vom grünsten Schmuck belaubt,
Wohl war ich eine Blume, hochtragend das stolze Haupt.
Der Sturm hat mich gerüttelt, die Blätter liegen im Kreis,
Kein Lenz beblühet wieder das blätterlose Reis.

„Früh mußtest du verdorren, du Saat der Helden mein,
Damit auf Christi Acker du könntest Same sein.
Nun bist du wohl begossen vom warmen Blutesstrom,
Bist grün emporgeschossen zum hohen Himmelsdom.

„O Christ, für den ich kämpfte, du Sohn der Jungfrau rein,
Laß von dem Heldenbaume mich auch ein Zweiglein sein.
Ich trug zu deinen Ehren das Schwert mit vieler Lust,
Und sieh, viel Wunden blühen mir rosig an der Brust.

„Mir war das Feld des Kampfes ein Rosengarten schier,
Ich war ein wack'rer Schnitter, viel Rosen schnitt ich mir.
Ich bin zum Fest geschmücket, adé denn, Feld der Schlacht,
Lebt wohl, ihr Siegeskränze, ihr Waffen, gute Nacht!

„Leb wohl, du treuer Rappe zu meinen Füßen hier!
Ich war der Aar des Kampfes, du warst der Fittig mir.
Der Fittig ist getroffen, der Aar ist selbst erschlafft,
Denn nah' an's Herz gewachsen ist ihm des Fittigs Kraft.

„Du Klinge, sonder Gleichen, du werte Rolandsbraut,
Wie war dein Blick so helle, wie war dein Lied so laut!
Doch sangst du nur dem Starken, dem Feigen singst du nicht,
D'rum will dich Roland schwingen, bis deine Kraft zerbricht!"

Er hob das Schwert zum Schlage, er hob's mit mächt'gem Griff.
Hei, wie das gute Eisen am Felsen niederpfiff!
Hei, wie die Stücke flogen, die Funken tanzten zumal,
Doch ist es nicht zerbrochen, es war von gutem Stahl.

„Ei, Klinge ohne Tadel, willst mehr, denn Roland sein?
Und Roland sollte wandern in's dunkle Haus allein?
Ei, Liebchen, stolzes Liebchen, dich halt ich fest umspannt,
Daß keiner von den Schwachen mag trennen Wehr' und Hand!

„Du Horn, von meinen Gütern das dritte mir so wert,
Wohl kennt dich Rollandsbote, wer deinen Ruf gehört
Du warst der Mund des Sieges, du warst ein Wecker gut,
Dem Mohren weckend Zittern, dem Christen weckend Mut.

„Stets sprang das Herz vor Wonne bei deinem Klang mir hoch:
Was mich gefreut im Leben, freut mich im Tode noch.
Wohlauf, du guter Rufer, ruf' nochmal laut und lang,
Wohlauf du guter Sänger, sing' meinen Totensang!"

Er rief in's Horn, er stieß in's Horn, daß rings der Felsen klang:
Er rief in's Horn, er stieß in's Horn, daß es in Stücke sprang.
Das Echo hat gesungen das Thal hinauf und hinab,
Das Horn das ist zersprungen, der Roland sank in's Grab.

Der Roland ruht im Grabe, gehüllt in eisern Kleid;
Der Schild ruht ihm zu Häupten, das Schwert ruht ihm zur Seit'!
Er hat es wohl gehütet gar manch' Jahrhundert treu,
Und Horn und Klinge leben in Sagen mancherlei.

Geisterleben.

Der Tag will still verglimmen und rote Wolken zieh'n,
Eine Burg die steht so prächtig im Abendsonnenglüh'n.
Es schimmern die hohen Fenster, es glänzt das güld'ne Thor,
Und lustig klingen die Fluten an ihrem Fuß empor.

Und droben auf dem Schlosse ist freudig Leben wach,
Es tönt der Klang des Festes durch Hallen und Gemach.
Der König grüßt die Gäste im roten Festgewand,
Sein Gemahl und seine Tochter zur link' und rechten Hand.

Wie hoch manch' teurer Name mag klingen beim gold'nen Wein,
Er ruft mit höherm Mute: „Wer singt wie die Tochter mein?"
Wie durch die weite Halle der andern Sang beginnt,
Er überruft sie alle: „Wer singet wie mein Kind?"

Und eine Gestalt erseh' ich errötet und erbleicht,
Davon im süßen Sehnen mir wird das Auge feucht.
Und eine Stimme vernehm' ich, die klinget durch den Saal,
Die klingt mir in die Seele, wie Flöte und Nachtigall!

Herr König, wohl trägt der Maie viel Blümlein an seinem Schild,
Doch schöner denn alle Blümlein ist deiner Tochter Bild.
Herr König, wohl füllt mit Wonne Drommet' und Harfenklang,
Doch über alle Töne ist deiner Tochter Sang.

Einen Kranz hab' ich gewunden, den bring' ich der Holden dar.
Mich drängend durch Thür und Halle und durch der Gäste Schar,
Ihr nahend muß ich küssen den Saum von ihrem Kleid —
Halt' an! wo ist Gast und Halle, wo bist du, herrliche Maid?

Der Zauber ist zerronnen, verschwunden Sang und Klang,
Hinab ist längst die Sonne, das Lüftchen seufzet bang.
Ich horche nach der Tiefe, wohl klingen die Fluten im See,
Sie klingen und singen leise, als wie ob tiefem Weh.

Ich schaue nach dem Schlosse, es sank in Trümmer hin,
Gestalt du bist zerflossen, des Liedes Königin!
Doch nicht ist die Stimme verklungen, die tief in's Herz mir drang; —
O Lied der Nibelungen du bist ihr Wiederklang!

Sehnsucht.

Und so schwärm' ich immer wieder
Nach dem fernen Glück: —
Und nur Thränen oder Lieder
Bringe ich zurück.

Denn nur Blicke dürfen dringen
In's gelobte Land;
Heb' ich mich, hinaus zu schwingen,
Bin ich festgebannt.

Und so seh' ich wohl Gefilde,
Schön und maiengrün,
Und ein Himmel, blau und milde
Schwebt darüber hin.

Schaue silberklare Quellen,
Blüten reizend bunt,
Sehe goldne Früchte schwellen,
Doch nicht meinem Mund!

Und ein namenloses Sehnen
Weckt der ferne Blick,
Und nur Lieder oder Thränen
Bringe ich zurück.

Ahnung.

Wohl sah' auch ich in heil'gen Weihestunden
Das schöne Land, wo Götterphantasien
Gleich Paradiesesmorgenträumen blühen,
Wo aller Streit des Lebens ist verschwunden.

Und tiefe Sehnsucht hab' ich da empfunden,
Und in der Seele wogte heißes Glühen.
In's schöne Land der Träume hinzuziehen; —
Doch fühlt' ich mich an's Leben festgebunden.

Und fruchtlos, ach, versuch' ich meine Schwingen,
Wo starre Fesseln meinen Aufflug höhnen,
Und Riesenlasten in den Staub mich ringen.

So wein' ich auf nach jenen Himmelssphären,
So ist mein Sein ein ungestilltes Sehnen,
So wird die Flamme endlich mich verzehren.

Der wandernde Knabe.

Ein Jüngling stand in Delphi's Hallen,
Geziert mit Hebe's schönstem Kranz:
Er war, der Herrlichste von Allen,
Gekommen zu des Festes Glanz.

Er brachte Gold und Blumgewinde,
Die Gabe war des Gottes wert.
„Nun sprich, Apollo, wo ich finde,
Was ungestüm mein Herz begehrt.

„In meinem Herzen wohnt das Sehnen,
Doch wohnt in ihm die Ruhe nicht;
Es ist an Zweifeln und an Wähnen,
Ein ewig Drängen nach dem Licht.
Daß hier die Stürme endlich schweigen,
Daß hier die Wellen ruhig zieh'n,
Auf welche Berge muß ich steigen,
In welche Thäler muß ich flieh'n?"

Man hört des Gottes Stimme kommen,
Sie kam mit ernstem Feierton:
„Die Götter haben dich vernommen,
Du bist ihr hochgeliebter Sohn.
D'rum will ich dir ein Zeichen geben;
Blick' aufwärts in die heit're Luft,
Ein Sternbild siehst du glänzend schweben,
Das leitend dich zum Ziele ruft."

Er kehrt den Blick zum Himmelsbogen,
Und sieh', es kommt die blaue Bahn
Das Zeichen licht herangezogen
Und schreitet leuchtend ihm voran.
Er sieht's mit hohem Dankgefühle:
„Wie folg' ich dir, du lichtes Bild!
Die Götter leiten mich zum Ziele,
Mein Schritt ist nicht in Nacht gehüllt!"

Und fröhlich zieht er in die Weite,
Der Wanderstab wird ihm nicht schwer;
Doch wie er wandle, wie er schreite,
Das Sternbild wandelt vor ihm her.
„Wie eilest du geflügelt Zeichen,
Wie eilst du in des Äthers Höhn!
Doch endlich muß ich dich erreichen,
Doch endlich mußt du stille steh'n!"

Wie eilet er durch Feld und Wiesen!
Der Frühling blühet nicht für ihn:
Auf Blumen, die ihn nickend grüßen,
Tritt ungestüm sein Fuß dahin.

„Was beutst du, Frühling, deine Wonnen?
Tot sind mir Berg und Blumenduft,
Seit du zu blühen hast begonnen,
Du Blume golden in der Luft!“

Er schreitet fort mit heitern Sinnen,
Da glänzt es auf vor seinem Blick;
Das sind der Stadt geschückte Zinnen,
Der Königshalle gold'nes Glück.
Die Freude ruft in bunten Wogen,
Doch Ruhe wohnt nicht im Genuß;
Es eilt der Stern am Himmelsbogen,
Und gläubig folgt des Jünglings Fuß.

Doch an dem stillen Hirtenthale
Hält er die schnellen Schritte ein.
Wie lacht es mild im Maienstrahle;
Hier muß das Haus der Ruhe sein!
Die Rosen hat er nirgend röther,
Die Myrten grüner nie geseh'n,
Und in der Röslein Mitte, Götter!
Ein Weib, wie Hebe hold und schön. —

Es ruft die Maid im Rosengarten,
Sie ruft ihn mit dem Rosenmund:
„Du wilder Fremdling, willst nicht warten?
Hier blühen Rosen ja so bunt!“
Sie hat das süße Wort gesprochen,
Im Jünglingsbusen hallt es nach,
Und seines Herzens Schläge pochen
Viel tausend schöne Träume wach.

Wohl blickt er nach dem Stern, dem Leiter,
Ob ihm kein Gott zu steh'n gebeut?
Doch fühllos zieht der Kalte weiter:
„So lebe wohl, du süße Maid!
Fort treibt's mich über diese Hügel,
Und Lenz und Liebe blüht mir nicht,
Ein Gott gab meinem Fuße Flügel,
Mich ruft sein Wort, mich führt sein Licht!“

„Und folgest du dem flücht'gen Sterne,
Nimm, was in meinem Garten blüht!“
Und weinend zog er in die Ferne,
Und nur die Rosen nahm er mit.

Er hob sie klagend zu dem Äther:
„Sieh, alles, alles gab ich hin; —
Doch traut' ich ja dem Wort der Götter,
Und milde Götter täuschen nie!"

Wohl täuscht kein Gott das treue Hoffen.
Blick auf, du sinkend Blumenhaupt,
Der Hain des Friedens steht dir offen,
Und glücklich, daß du hast geglaubt.
Geheimnisvolles Dunkel hüllet
Zwar seine kühlen Lauben ein,
Doch auf den hohen Wipfeln spielet
Der Abendsonne gold'ner Schein.

Die Düfte wallen ihm entgegen,
Und süße Stimmen rufen ihn,
Und wie vom Baum der Blütenregen,
So sinkt er wonnermattet hin.
Er schlummert und erwachet nimmer,
Verwelket sind die Röselein,
Erloschen ist des Sternes Schimmer, —
Wohl muß das Ziel gefunden sein!

Denn leis, als hätten Blütenzungen
Sich sanft gelöst zum Geisterwort,
So tönt es durch die Dämmerungen
Der Laubenkühle flüsternd fort:
„Des Ew'gen Keim liegt im Gemüte;
Die Hoffnung ist der Sonnenblick:
Die Sehnsucht ist des Herzens Blüte,
Doch bei den Göttern reift das Glück."

Faust.

I.

Faust's Klage.

Der Lenz ist da, die Erde blüht,
Und froh wird Auge und Gemüt.
Das Auge sucht das Ätherblau,
Gemüt die holde Frühlingsau.
Hin geht's durch Blumen und Gebüsch, —
Im Grün da schlägt das Herz so frisch!
Der Schüler läßt das enge Haus,
Und atmet leicht im Freien aus,
Was ihn gezwängt, was ihn gedrückt,
Wie leicht befriedigt, leicht beglückt!

Ein klein Gefäß ist bald gefüllt'
Ein klein Gemüt ist bald gestillt.
Doch frag' den Faust, den Jüngling wild,
Warum er meidet das Gefild,
Ihn lassen Knabenspiele kalt.
Er schreitet sinnend durch den Wald.
Ein Rauschen geht durch's Tannengrün,
Der Waldbach toset an ihm hin,
Das Echo lauscht in dunkler Kluft,
Einsam durchzieht der Aar die Luft.
Natur ist eine wilde Maid,
Im Brautschmuck ihrer Einsamkeit;
So ziemt sie sich für Faustens Sinn,
Den die Gedanken wild durchzieh'n,
Im ew'gen Suchen ohne Ziel,
Die Wogen in der Winde Spiel.

„Was suchst du, Herz, in dieser Öde?
Ist dies des Jugendfrohsinns Bahn?
Steht etwa die Natur dir Rede?
Und doch bei ihr nur frag' ich an.
Vielleicht, daß sie mein Sehnen stillet,
Wir sind verwandt, — mir ist's bewußt!
Ein düst'res Rätsel liegt verhüllet
In ihr, so wie in meiner Brust,

„Des Rätsels Lösung aufzufinden,
Natur, dein Drängen zu versteh'n,
Möcht' ich den Kreis des Alls ergründen,
Möcht' ich durch Erd' und Himmel späh'n.
Kannst du dem Frager Antwort sagen,
Du, Lüftchens Stimme über mir?
Ihr Felsen, die die Wolken tragen,
Du Bach, deß' Stimm' ein Seufzer schier?

„Ihr Blumen durch des Frühlings Räume,
Was hat Natur in euch gelegt?
Ihr seid die Kinder ihrer Träume,
Von ihrer Liebe zart gepflegt.
Sie gab euch all ihr Gut in Fülle,
An euch vermählend Duft und Licht,
Und stand am Werke weinend stille, —
Sie möchte mehr und kann es nicht.

„Und wie ob des Mißlingens Reue
Vernichtet sie den eignen Sproß,
Verschlinget und gebiert auf's Neue,
Verzweifelnd, aber ruhelos.

Sie muß den Fluch, die Mühe tragen,
Vollendend nie, was sie begann,
Und ihres Fleißes Kinder klagen
Die Armut nur der Mutter an.

„So geht ein endeloses Streben
Durch alle Pulse der Natur,
Sie will sich über sich erheben,
Und kreiset um sich selber nur.
Sie will zum Höhern sich erschwingen,
Und gönnt sich nimmer Weil und Rast,
Doch wie sie will das Ziel umschlingen,
Hält sie sich selber nur umfaßt.

„Drum von des Zwiespalts Fluch getroffen,
Sind ihre Kräfte stets im Krieg,
Ein ewig Streben ohne Hoffen!
Ein ewig Kämpfen ohne Sieg!
Es wiegt sich auf der gleichen Wage
Das Morgen wie das Gestern ab,
Die Zukunft ist nur Totenklage,
Nicht Hoffnung! — um ein endlos Grab.

„So die Natur; doch will ich leiten
Den Blick in meines Busens Schacht,
Ist auch nicht da ein feindlich Streiten
Von jeder edlen Kraft erwacht?
Ein Drängen geht durch meine Seele.
Ein Drängen — und nach welchem Ziel?
Ich weiß es nicht; nur daß mir's fehle,
Sagt mir ein ewig Wehgefühl.

„Es schwebt um mich, wie Dämmerungen,
Die Ahnung der Unendlichkeit:
Ein Schleier, wunderbar verschlungen
Aus Himmelslicht und Dunkelheit.
Den seh' ich magisch sich verbreiten,
Wohin ich blicke, wie ein Meer,
Doch wenig licht're Strahlen gleiten
Als Sternenflimmern d'rüben her.

„Was ist das Ahnen? Gottesstimme?
Aus bessern Welten uns ein Ruf?
Ist's nur Nacht, die uns im Grimme
Ein Hasser unsers Glückes schuf?

Ist's nur ein Nebel um die Schranken,
Die nimmer uns're Kraft bezwingt?
Ha, oder wird sie zum Gedanken,
Der sich durch Ewigkeiten schwingt?

„Dies fühl' ich: meine Ahnung deutet
Nichts — oder eine Ewigkeit.
Doch in der kahlen Mitte schreitet
Gelassen fort die ernste Zeit,
Sie bringet Früchte, bringet Blüten,
Die jeder sich zur Freude bricht;
Mir Fremdling hat sie nichts zu bieten,
Mich kennt sie nicht, mich grüßt sie nicht!

„Den Frohen wollt' ich mich vereinen,
Doch Wehmut floß im Freudenwein:
Ich floh aus ihrem Kreis, zu weinen; —
Ein Kind bewußtlos und allein.
Ein jeder danket seinem Sterne,
Ein jeder faßt das nahe Glück,
Ich aber such' in weiter Ferne,
Und bringe Thränen nur zurück.

„Und tief von deinem Weh beklommen,
Rufst du dann auf, zerriss'nes Herz:
Ist mir des Lebens Glück genommen,
Warum auch nicht des Lebens Schmerz?
Bei schönen Herzen wollt' ich fragen,
Doch keines war, das mich verstand.
In Nächte, welche nimmer tagen,
Bin ich allein, — allein gebannt!

„Des Rätsels Lösung, das mich höhnet,
Sucht' ich im Buche der Natur.
Doch ach! durch's weite All ertönet
Das Echo meiner Klage nur.
Natur kann ihre Seufzer kleiden
In Schauer riesiger Gestalt
Nur kleiner tönen meine Leiden
Im leisen Wort, das bald verhallt.

„Wie Berge, die gen Himmel stehen,
Steigt auch mein armes Herz hinauf;
Wie Wolken, die darüber wehen,
Geht der Gedanken irrer Lauf.
Geheimnisvoll, wie's in den Bäumen,
Wie's unten rauscht im Bachesschaum,
Muß ewig meine Seele träumen,
Verträumen ihren dunklen Traum!"

II.

Faust's Gesicht.

So saß der Faust an Baches Rand,
Das Haupt gestützt auf seine Hand.
Es glühte seine Stirne heiß,
Gedanken flogen wirr im Kreis,
Vielfach verschlungen, keiner klar,
Ein Chaos, wild und wunderbar.
Die Baumeszweige sangen leise,
Der Bach sprach eine dumpfe Weise,
Und wie die Laute, wie die Klänge,
Verschwamm der Bilder bunt Gedränge,
Und Faust, der wilde, schlummert' ein.

Da hebt's ihn auf, da flügelt's ihn empor,
Da sinkt's um ihn, wie düft'rer Nebelschaum;
Es öffnet sich aus Morgenrot ein Thor,
Vor ihm ein lichter, ungemess'ner Raum!

Es war ein Äther, doch nicht lebensleer,
Ein Kreis, durch den die Macht des Geistes weht,
Ein lichtes, aber ein unendlich Meer,
In dem das Aug' des Geistes untergeht.

Zwar hier wird der Gedanke nahes Schau'n,
Doch sind des Schauens Grenzen ewig weit;
Wie kühn auch der Gedanke fliege, trau'n!
Durchflieget keiner die Unendlichkeit.

Hast je geschaut des Auges lichten Stern,
Aus dem die Seele leuchtet tief und wahr?
Gedanken liegen da unendlich fern,
Und dennoch jeder nahe, jeder klar!

So ist der Äther, welcher Faust umschwebt,
So sind die Räume, die sein Blick durchschifft.
Ein Leben Alles, nur vom Geist belebt,
Ein golden Buch, in dem der Geist die Schrift.

Er wußte nimmer, wie es ihm geschah,
Er dachte Zukunft und Vergangenheit,
Vergangenheit und Zukunft sind ihm da,
Als sei versöhnt des Wechsels ew'ger Streit.

So auch in ihm: die Kräfte, welche nie
Zum holden Friedensbunde sich vereint,
Umfassen sich in schöner Harmonie,
Wie Licht und Farbe, wie der Freund den Freund.

Tag ist's geworden in des Ahnens Nacht:
Dem starren Frost entstieg ein heit'res Blüh'n;
Viel tausend Blumen, mit dem Lenz erwacht,
Wie duften sie, wie ranken sie um ihn!

Faust fühlet sich ein Gott in diesem All:
Wie schlägt sein Herz! Unendlichkeit ist sein! —
Doch plötzlich weh! im ungeheuren Fall
Stürzt Alles um ihn, — und er ist allein!

Er ist allein! zertrümmert hat sein Glück
Ein Augenblick, wie's Einer ihm erschuf.
Nach den erlosch'nen Sternen sucht sein Blick,
Den öden Raum durchschallt sein Klageruf:

„So rief ein Gott mich nur zur größern Qual
Aus meinem Dunkel in das lichte Reich?
Das Glück begleitet sein Vernichtungsstrahl:
Warum erreicht der Strahl nicht mich zugleich?

„Die Wonne, die den Busen mir geschwellt,
Sie ward zur Sehnsucht, die nicht stirbt in mir.
O! geh' mir Ein Mal auf du schöne Welt,
Und wenn du fällst, begrabe mich mit dir!"

Er rief; es kehrte nimmer das Gesicht,
Doch plötzlich stand vor ihm ein hehres Bild,
Von Aug' und Antlitz glänzt ein ewig Licht, —
Es schaut ihn an und spricht die Worte mild:

„Auch Einer du vom elenden Geschlecht,
Der uns verklagt, weil er beglückt zu sehr?
Wir haben eine Welt in dich gelegt,
Doch fühlest du die Gabe dir zu schwer.

„Ein göttlich tiefes Ahnen ward dir kund,
Du solltest herrlich vor den Andern sein;
Denn ihnen tönt das Wort vom fremden Mund,
Wir schrieben's schöner deinem Busen ein.

„Dem Götterwein ist das Gefäß zu schwach,
Nicht ist der Staub dem Ewigen vertraut;
D'rum ward der Schmerz in deinem Busen wach,
Der Götterbot', den du verklagtest laut.

„Wär'st du gebildet, starr, wie die Natur,
Du fühltest ewig nichts, als dich allein:
Wär'st du, wie Einer aus den Vielen nur,
Du wärest dem erhab'nen Schmerz zu klein!

„Gegönnt war dir ein kurzer Augenblick
Zu seh'n, daß Ahnung keine Täuschung sei.
Nun gehe in dein Leben du zurück,
Und wenn du willst, so sei vom Schmerze frei!

„Was du gesucht, bringt Schmerz dem Staubgewand;
Vergiß! so kannst du dich der Stunde freu'n,
Trink' aus dem Becher hier in meiner Hand;
Der Schmerz wird still, du wirst wie Jeder sein."

Den Becher bot er dar nach diesem Wort,
Faust sieht ihn an und nimmt ihn ohne Dank; —
Er schleudert ihn mit mächt'gem Griffe fort:
„Mein sei der Schmerz, für And're sei der Trank!"

Der Faust erwacht; er springt empor,
Ein Rätsel mehr noch, denn zuvor.
Es liegt in ihm wie Tag und Nacht:
Auf's Neue ist der Streit erwacht,
Der ew'ge Kampf, den Niemand kennt,
Dem er nicht in der Seele brennt.
Faust wußt' es, was die Brust verschloß,
Doch ist's dem hohlen Wort zu groß!
Kein Auge blickt so scharf und tief,
Das sah, was ihm im Busen schlief.
So tritt er unter Menschen hin,
Sie steh'n verwundert fern um ihn;
Er wandert' aus nach seinem Glück
Und kehrte in sich selbst zurück:
Da schlummert Sehnsucht nimmer ein,
Und er blieb Faust und blieb allein. —

Das Münster.

Von einem Münster hab' ich einst vernommen,
Das Andacht aufgebaut in alten Zeiten,
Deß' Glocken klangen aus in alle Weiten,
Deß' Türme hoch im Sonnenlichte glommen.

Die Andacht starb, es starben jene Frommen,
Da schoß ein Wald empor nach allen Seiten;
Man höret dann und wann ein fernes Läuten,
Doch Keiner ist zum Tempel mehr gekommen.

O Herz, mein Herz! Das ist nicht leere Sage,
In deinen Tiefen zittert eine Klage;
Nun weiß ich ihre Quelle zu ergründen!

Das „Münster Andacht“ stand in dir errichtet,
Die Welt hat ihren Wald ringsum geschichtet,
Die Seele sucht und kann es nimmer finden.

Jahr 1843.

Ein Wörtlein voran.

Da nimm sie hin! Es sind nicht stolze Klänge,
Die Famas Ruf begierig weiter trägt.
Zu laut fürs Schweigen, doch zu still der Menge,
Ein kaum vernehmbar Flüstern, aufgeregt
Von mancher Luft, die durch das Laubgedränge
Des Frühlingsbaumes ihren Hauch bewegt:
Du horchst, die Zweige schwanken hin und wieder,
Und säuselnd fallen zwei, drei Blüten nieder.

Wohl manchen Laut hat mir die Nacht verschlungen,
Und manchen hätt' ich gern zurückgedrängt,
Doch hätt' ich stets geschwiegen, nicht gesungen,
Längst wäre da das arme Herz versengt.
So siehst Du Hoffnung und Erinnerungen
Und Lust und Schmerz in buntem Chor gemengt,
Doch eine Stimme hörst Du lauter tönen,
Sie heißet Wehmut und ihr Lied heißt Sehnen.

Ich liebt' es nie, vor fremdem Ohr zu klagen,
Doch fremd, — das soll das Deine nimmer sein!
Dich rief mein Herz in seinen Leidenstagen,
Und Du warst seine Wonne, — Du allein!
Die Sprossen alle, die an's Licht geschlagen,
Erkenne sie! — sie sind ja Dein wie mein.
Da nimm sie hin, — und sind's nicht stolze Flüge,
Sind's Herzenstöne, Freund, und das genüge!

An Dich.

Einst irrt' ich in der Traumwelt bunten Gründen,
Da habe ich ein schönes Haus geschaut,
Ein Tempel war's, der Freundschaft aufgebaut,
Und wachend zog ich aus, um ihn zu finden.

Und zog dahin in dunkeln Labyrinthen,
Da war kein Born, kein Hain, kein grünend Kraut.
Ermattet sank ich hin und weinte laut:
Wer leuchtet mir aus diesen Irrgewinden?

Wer leitet mich zu jenes Tempels Stufen?
Ein leeres Echo spottete mein Rufen,
Kein Hoffnungsstrahl erhellte meinen Blick.

So hast Du mich, verschmachtend fast getroffen,
Da gabst Du meinen Glauben mir, mein Hoffen,
Gabst meine Lieb' und Alles mir zurück!

Phantasie in der Wintermondnacht.

Gegrüßt du holder Mondenschein!
  Auf, leuchte durch die Bäume,
So wandl' ich suchend durch den Hain
  Zu sammeln meine Träume.
Sie sind in Lenzes grünem Haus
  Wie Duft und Tau geschwommen,
  Nun ist die Zeit der Blüten aus,
Der Winter ist gekommen.

Der Lenzschmuck.

Den Lenzschmuck hat des Herbstes Hauch
  Nach Ost und West getrieben,
Ach mußten meine Träumlein auch
  Im Winde mit zerstieben?
Schau dort, was seh' ich farbenreich
  Im Mondenstrahle schwanken?
Wilkomm'! ich kenn', ich kenne euch,
  Schimmernd von Zweig und Ranken.

O Traum der Freundschaft, wie ein Stern
  Strahlend auf dunkelm Gange!
O Traum der Liebe, nimmer fern
  Des Herzens süßem Drange!
O Traum von Glück und Thatenlust,
  Du Kind vom Frühlingsmorgen!
O komm zurück an meine Brust,
  Da sei vor Frost geborgen!

So wandl' ich fort von Zweig zu Zweig,
Vom Bann euch abzulösen.
O weh, wie ist so frostig euch
Des Winters Kuß gewesen!
Mein Herzensodem wehet heiß,
Trinkt Leben aus diesem Bronnen!
Doch weh, ihr seid ja eitel Eis
Und seid im Nu zerronnen!

Schiffers Wunsch.

Ach, mein Schiff nicht wohl gebaut
Zieht es durch die Wellen!
D'rum, ihr Götter! baut es neu,
S'ist daran so mancherlei
Anders zu bestellen.

Sprecht, was soll das Dach darauf?
Mag mich nicht verstecken
Vor dem heitern Himmelslicht,
Auch vor Blitz und Wolken nicht,
Fort die finstern Decken!

Gerne mag mein Auge schau'n
Frische, lichte Bilder,
Darum auf das Segeltuch
Zeichnet aus dem Lebensbuch
Tausend Wappenschilder.

In das Segel singt die Luft
Stets die alten Lieder,
Darum auf des Mastes Knauf
Stellt ein Saitenspiel hinauf,
Wechselnd tönend nieder.

Götter! Eine Bitte noch:
Laßt die Fahrt mir frommen
Einen schönen Maientag,
Ruhend Blitz und Wellenschlag,
Dann sei Sturm willkommen!

Der Einsame.

Blauer Himmel, Hain und Auen,
Wie sie rings mein Aug' erblickt,
Hätten sonst mein Herz entzückt,
Heute mag ich Alles schauen,
Heute bin ich nicht beglückt.

Wein kann sonst die Sorgen heilen,
Sieh, gefüllet blinkt das Glas,
Eine Hälfte fließt in's Gras,
Ach, ich mein', ich müsse teilen,
Und mir wird das Auge naß.

Blümlein hab' ich aufgelesen,
Tausend blühen dort und hier,
Doch zu welcher Locken Zier?
Sieh, das hab' ich gar vergessen,
Und nun werf' ich sie von mir.

Ach, ich denk' an Lieb und Treue,
Und ein Wörtlein tönt mir drein,
Nimmer will es stille sein.
„Sonst," so spricht es, „waren Zweie,
Heute bist du ganz allein."

Das Liebesreich.

Zu des Ganges heil'gen Fluten,
Wo umweht von Andachtsgluten
Tausend hehre Tempel steh'n,
War der schöne Gott gezogen,
Kama mit dem Liebesbogen,
Laut umschallt vom Lustgetön.
Viel', die nah' und ferne wohnen,
Strömen jauchzend um ihn her,
Denn von Göttern und Dämonen
Lächelt keiner so, wie er.

Aber heute will er scheiden,
Und wer soll die Herde weiden,
Die sein Herrscherstab beglückt?
Soll verwaiset sie zerstäuben?
Nein, ihr soll die Gabe bleiben,
Ist der Geber auch entrückt.
Zeigend aus des Zuges Mitte
Ruft er eine Jungfrau vor,
Und, ein Bild der holden Sitte,
Tritt sie schüchtern durch das Chor.

Dieses Auges heit're Güte,
Dieser Wangen keusche Blüte
Hat kein Lüftchen noch gestreift.
Trinkend aus der Weisheit Schale,
In des Haines tiefstem Thale

War sie lieblich aufgereift.
Lieder, die den Hain durchschollen,
Künden ihr des Gottes Nah'n,
Und der Unschuld reines Wollen
Zieht der Gute doppelt an.

Nochmal winken seine Brauen,
Und, vor Allen hoch zu schauen,
Tritt ein Jüngling aus den Reih'n.
Diese Arme, diese Sehnen
Bebten nicht vor Tigerzähnen,
Zwingen selbst die Wut des Leu'n.
Aber was ihn schöner schmücket,
Ihn der Kraft gewalt'gen Sohn,
Ist die Milde, die sich bücket
Freudig vor des Gottes Thron.

Rings verstummen die Gesänge,
Frohes Staunen faßt die Menge,
Und ein Flüstern regt sich laut:
Denn von einem Meer zum andern
Laß das Auge fragend wandern,
Schön'res hat es nie geschaut.
Lächelnd auf die Glückbeseelten
Blickt des Gottes Aug' herab,
Auf die Häupter der Erwählten
Senkt er seinen Lotosstab.

„Hört das Wort aus meinem Munde,"
Spricht er, schauend in die Runde,
„Hört mein letztes Wort an euch.
Rings, wohin mein Auge blicket,
Schlägt ein jedes Herz beglücket,
Nicht zerfalle dieses Reich!
Was der Gott gepflanzt, das pflege
Kraft und Anmut in Verband,
Und auf diese Häupter lege
Ich des Blühens Unterpfand."

Und von seines Scepters Spitze
Ging ein Leuchten, wie vom Blitze
Auf den nahen Rauchaltar.
Sieh, da hebt sich eine Flamme,
Eine lichte, wundersame,

Wie die Maiensonne klar.
„Kinder, seht die Flamme lohen,
Wahrt sie treu und wahrt sie rein!“ —
Kaum entfloh das Wort dem Hohen,
Hüllt ihn eine Wolke ein. —

An des Ganges heil'gen Wogen
Springt in weitgeschwung'nen Bogen
Herrlich ein Palast empor.
Seine gold'nen Zinnen glänzen
Stets mit frischen Blumenkränzen,
Prangend steht das hohe Thor.
Weder Schwert noch Lanze schrecken
Dräuend den Verräter fort,
Myrtenbüsche, Rosenhecken
Sind die guten Wächter dort.

Ringsum auf beglückten Auen
Ist ein schönes Reich zu schauen,
Dem die Fülle nimmer wich.
An dem Halme reift der Segen,
An des Baumes Ast bewegen
Wechselnd Frucht und Blüte sich.
D'rüber ziehen ungetrübte,
Gold'ne Sonnentage hin; —
Ja, so muß das gottgeliebte,
Heil'ge Reich der Liebe blüh'n!

Dort aus des Palastes Weite,
Schreitend in dem Priesterkleide,
Tritt das schönste Königspaar:
Streuend in die lauen Lüfte
Süßen Weihrauchs Opferdüfte
Vor des Gottes Weihaltar.
Seine Flamme fortzunähren,
Hat der Gott sie selbst geweiht;
Frohe Scharen, die sie ehren,
Steh'n zum Fest um sie gereiht.

Und im Strahl der Morgenröte
Ruft die Harfe, ruft die Flöte
Leben in den Opferzug,
Daß sich tausend Paare schwingen
Bald in feierlichen Ringen,
Bald in bunt verschlung'nem Flug,

Lieder jubelnd, Kränze streuend,
Wie sie Lieb' im Lenze flicht,
Sich der Götterflamme freuend
Mit dem nie bewölkten Licht.

Und vor dieses Lichtes Scheinen
Flieht der Schatten des Gemeinen,
Blüht das Schöne doppelt schön,
Springen aller Wonne Quellen,
Die auf des Gesanges Wellen
Rasch von Herz zu Herzen geh'n;
Nicht Ein Auge, welches weine,
Keine leidgedrückte Brust,
Auf den Hügeln, durch die Haine
Schwebt die reuelose Lust!

Geh' nach jenen gold'nen Tagen
Die Vergangenheit zu fragen,
Weh! sie sind schon längst verblüht.
Jenes Reich ist längst versunken,
Jener Himmelsflamme Funken
Sind zerstoben und verglüht;
Kaum noch werden leise Spuren
Deß, was längst die Zeit verdeckt,
Dann und wann auf fremden Fluren
In des Enkels Brust geweckt.

Und es kehrt ihm, — spricht die Sage,
Die Erinn'rung jener Tage,
Kehrt der süße Wonnerausch,
Hohes ahnungsvolles Leben,
Wo sein Herz sich hingegeben
Sel'gem, glüh'ndem Liebetausch.
Und nun will ich auch ergründen,
Will das schöne Reich erneu'n:
Sagt nur, wo ein Herz zu finden?
Denn mir fehlt — nur eins zu zwei'n!

Thuiskons Geist.

Ein Tempel überbauet das ganze deutsche Land
Vom Nordmeer bis zur Alpe, vom Rhein zum Donaustrand,
Die Säulen sind Gebirge, sein Dach des Himmels Blau,
Und in den Sternen schimmert die Spitze von dem Bau.

Hoch auf des Tempels Zinne da steht ein Riesenbild;
Bekränzt, doch nicht verrostet, liegt vor ihm Speer und Schild;
Es hält in seinen Händen eine Harfe riesengroß,
Von Harf' und Locke weht ihm der frische Eichensproß.

Und manchmal, wie zu wecken, greift es der Saiten Gold,
Davon durch alle Lande die Donnerstimme rollt.
Und manchmal, wie zu mahnen, schlägt es ein mächtig Lied,
Davon ein zuckend Echo durch alle Herzen zieht.

„Ich bin der Geist Thuiskons, ihr Enkel hört das Wort!
Wohl manch' Jahrhundert blick' ich herab von meinem Hort.
Die andern Helden gingen hinauf zu Walhall's Mahl,
Ich blieb', mein Volk zu schauen und seines Ruhmes Strahl.

„Ich pflanzte seine Wurzel tief in den wilden Wald;
Wie schossen Stamm und Krone zum Himmel da so bald!
Wie wuchsen da so herrlich die Sprossen der Natur
An Schnelle gleich dem Rosse, an Kraft dem wilden Ur.

„Es lag in jedem Busen ein Schacht, an Tugend reich,
Davon die allerschönste die Treu, der Perle gleich,
Und aus dem Auge sprühte der Mannheit stolzer Schein,
Als sei die starke Seele ein klarer Edelstein.

„Und rings umspann die Völker des Sklavensinns Geschlecht.
Es lag im Selbstmord zuckend das menschliche Geschlecht.
Da klang der Ruf der Zeiten: „Wohlauf, du Quelle rein,
Entströme Deutschlands Wäldern, die Völker zu erneu'n!"

„Da schlug ich allgewaltig an meines Schildes Rand;
Da hoben sich die Mannen durch alles deutsche Land.
Sie gingen durch die Völker, wie in der Riesenfaust
Die kraftgeschwung'ne Sichel durch dürre Halme saust.

„Wohl ward der guten Erde manch' dürrer Strauch entrafft.
Was welk war, kam zu trinken des Bornes edle Kraft.
Die Völker hoben sehnend den Becher an den Mund,
Und aus dem Strom der Deutschen trank sich die Zeit gesund.

„Die Wolke war entladen, der Himmel wieder blau,
Da kam vom Süd gezogen eine wunderbare Frau,
Von sieben lichten Sternen, eine Krone trug ihr Haupt,
Es war die gold'ne Harfe vom Oelzweig mild umlaubt.

„Vor ihrem Schritt verstummte der Waffen wilder Schlag,
Von ihrem Auge strahlt' ihr ein schöner Friedenstag.
Sie sang ein Lied, das lieblich in alle Herzen drang,
Die Völker horchten knieend dem wunderbaren Sang.

„Sie sang von Glück und Frieden, von einem König mild,
Sie sang von einer Jungfrau, der Anmut holdem Bild.
In ihrem Liede tönte der Liebe selig Reich,
Sehnsucht entquoll den Saiten und schmolz die Herzen weich.

„Und wie durch tiefe Felsen der Quell im Lenze bricht,
So sprang im deutschen Busen ein neuer Bronnen licht;
Und wie das grüne Laubwerk der Eiche rauhen Schaft,
Umsproßten Blumenranken die ungestüme Kraft.

„Die Sehnsucht wollte fassen ein Gut, das ewig fern.
Sie schwang die Taubenflügel kühn auf von Stern zu Stern,
Hin über Meer und Lande und trug den Wanderstab,
Bis wo die Palmen rauschten um des Erlösers Grab.

„Rein, wie die Maid des Himmels, wie Unschuldauge wahr,
Stand aufgebaut im Herzen, o Liebe, dein Altar!
Der Minne stilles Hoffen, der Minne süßer Lohn
Klang von des Ritters Harfe und klang vom Königsthron.

„Und kühn griff der Gedanke hinauf zur Sternenau,
Es hob sich himmelstrebend der Dome stolzer Bau.
Wie Riesenhänd' im Tiefen, gefaltet zum Gebet,
Wie Blumen, deren Krone des Himmels Duft umweht!

„Da schaut' ich freudig nieder auf meiner Enkel Haus,
Gewaltig war's vor allen und herrlich überaus.
Doch weh! des Hauses Säulen zertrümmerte die Zeit
Und baute lange Jahre, bis sie es neu geweiht.

„Denn wie aus Ueberfülle entwuchs dem eig'nen Blut
Der Werwolf grimmen Neides, der Zwietracht Schlangenbrut.
Hochsinn und Rittertugend enteilt' in schneller Flucht,
Und auf das Haupt des Schwachen sank schwer des Eisens Wucht.

„Und endlich sprang die Flamme von Berg zu Berge fort,
Viel' nannten sie der Wahrheit, der Freiheit gold'nes Wort;
Doch weh' der argen Wahrheit, die gab so düstern Schein!
Und weh' der argen Freiheit, die schenkt' so bittern Wein!

„Die Städte sah ich rauchen in Mord und Flammenglut, —
Es lag der Frommheit Tempel geworfen in den Schutt, —
Blut floß aus Bruderwunden und schimpflich, unerhört,
Es warf in Deutschlands Wage der Fremdling stolz sein Schwert.

„Unwürd'ge Zucht der Enkel! wie war mein Groll entbrannt!
Mein Schwert warf ich im Zorne ins fluchgetroff'ne Land;
Unmutig vom Geschlechte kehrt' ich mein Angesicht,
Und wie sie sich zerfleischten, mein Auge sah es nicht.

„Wohl manchmal kam die Klage des Landes laut empor,
Der Klang von Bruderwaffen schlug schreckhaft an mein Ohr.
Die Geißel hört' ich zischen, den Laut vom niedern Frohn,
Den Schrei verkaufter Seelen und des Tyrannen Hohn!

„Die Freiheit lag im Schlafe, nur träumend dann und wann
Nahm sie die alte Harfe und schlug die Saiten an.
Doch lauter rief und lauter der Schmeichler Spottgezücht,
Ich hört' es traurig, traurig, doch schauen mocht' ich's nicht.

„Doch endlich tönte gellend ein langer, lauter Schrei,
Als ob aus Hela's Rachen der Wolf gestiegen sei.
Da wandt' ich meine Augen, vergessend allen Grimm,
Und sah im Vaterlande ein wüstes Ungetüm. —

„Es war ein grimmer Drache, der hatte seine Klau'n
In's Herz des deutschen Landes glutschnaubend eingehau'n.
Es lag das alte Wappen von seinem Bauch erdrückt,
Der Krone edle Blume war schändlich abgeknickt.

„Da endlich sah ich wieder den alten Mut ersteh'n,
Ich sah die Eichenkränze vor deutschen Mannen weh'n.
Die Schildgehänge rauschten her vor dem Männerzug,
Wie einst der Sang der Barden an laute Felsen schlug.

„Gegrüßet, hochgegrüßet, du stolze Lanzenschlacht!
Willkommen Drachentöter, Held Siegfried neu erwacht!
Der Drache liegt erschlagen; die schöne Zeit wird neu,
Der Adler schlägt die Flügel bis an die Wolken frei!

„Zwar nicht an einem Zweige soll mehr die Krone blüh'n.
Sie ist in vielen Blumen zersprossen her und hin;
Ein Garten ist gepflanzet um jeden Edelstein,
So wird er blüh'n und fruchtend den Völkern heilig sein.

„Und fragend blickt mein Auge nun über's ganze Land:
Wo hast du doch genommen das schöne Festgewand?
Es glänzt eine neue Sonne herab auf mein Geschlecht,
Ausstrahlend Menschenwürde und Mut und freies Recht.

„Viel Züge seh' ich kommen aus allen deutschen Gau'n,
Sie wagen mutig wieder das deutsche Reich zu bau'n,
Nicht einen morschen Körper, erfaßt vom Sturm der Zeit,
Zu bau'n im geist'gen Bunde ein Haus der Ewigkeit.

„Zu Köln am Rheine hebt sich des Bundes Weihaltar,
Sie kommen all' und reichen die Opfer-Gaben dar.
Dort blühet Alt und Neues in herrlichem Verband,
Denn alt ist der Gedanke und neu die kräft'ge Hand.

„Und feiernd steh'n die Künste um des Altares Glanz,
Die Dichtung hoch vor allen im Lorbeer-Eichenkranz!
Ein frisches Leben pulset aus Farbe, Ton und Bild,
Und der Gedanke leuchtet vom Altar unverhüllt.

„Neu aufgethan erblick' ich Walhalla's gold'nen Saal,
Viel werte Kämpen sitzen am frohen Heldenmahl,
Hoch tönen die Gesänge, sie schenken Götterwein,
Davon die lichten Strahlen ein jedes Herz erfreu'n.

„So blick' ich freudig wieder auf meiner Enkel Haus;
Gewaltig stehen die Säulen und herrlich überaus.
Und was die grüne Wurzel der Zeit noch zeugen soll,
In manchem Jünglingsbusen schlägt's laut und ahnungsvoll."

An Uhland.

Ein Täublein, das in hohem Flug
Ein Ährlein durch die Lüfte trug,
Warf da und dort ein Korn herab
Und weiß nicht, wo es Früchte gab.

Doch hörst du einst aus unserm Land
Ein Tönen, früher unbekannt,
Wie's aus dem Hain im Lenze weht,
Denk' dann: Hier hab' ich auch gesä't.

Ich horchte deinem süßen Klang,
Der wonnig mir zur Seele drang,
O Sänger, wärst du nicht so fern,
Ich lauschte dir zu Füßen gern!

Dein Antlitz hab' ich nie gesehn,
Doch fühlt' ich deines Liedes Weh'n,
So wie das Bäumlein, leis und lind
Den Odem fühlt vom Frühlingswind.

Es sieht nicht seine Flügel nah'n,
Doch schauernd hebt's zu rauschen an,
Und sieh' ein Wunder, über Nacht
Sind alle Blüten aufgewacht. —

Jahr 1844.

Zum Eingang.

Ihr kleinen, unbefiederten Sonette,
Wie piept und flattert ihr und wollt entweichen!
Wie hofft ihr durch die rauhe Welt zu streichen?
Ja, wenn ich Götter, euch zu schützen hätte!

Frau Poesie verschmäht' euch, die Kokette,
Apollo, Musen und ein Schwarm dergleichen,
Sie würden stolz euch aus der Nähe scheuchen,
Vielleicht auch, daß der Eifer euch zerträte.

So sei euch denn das Herz statt mächt'ger Götter!
In meinem Busen brech' ich diese Rose,
Zerpflücke sie und teile euch die Blätter.

Sie zeiget dar. Wohl kennen die Geweihten
Das zarte Zeichen, doch der Herzenlose
Erkennt es nicht, und diesen flieht von Weitem.

Einkehr.

Kehr' ich das Aug' hinaus auf Feld und Wiesen,
Dann werd' ich traurig. Wo sind Grün und Blüte!
Des Winters Antlitz schwebt auf dem Gebiete,
Das Nebelzüg' in kaltem Kuß umfließen.

Geschwinde muß ich da das Auge schließen,
Und heimlich steig' ich tief in mein Gemüte.
Ha! wüßten sie, was ich da innen hüte!
Da ist es Lenz und tausend Blüten sprießen.

All' Leben, Duften, Tönen find' ich wieder,
Auch eine schön're Sonne lächelt nieder,
Als die ich fröstelnd durch die Nebel sah.

Komm', Freund, entfleuch mit mir dem Wintergrause,
Lenz blüht für Dich und mich in meiner Klause.
Ich öffne Dir: doch wie? Du bist schon da!

Der Friedensengel.

Oft faßt ein Sturm mit wildem Flügelschlagen
Das Meer in meiner Brust, sonst klar und eben,
Daß seine Fluten schäumend sich erheben,
Sich brechend aneinand' mit lauten Klagen.

Im Flutenkampfe will das Herz verzagen;
Da seh' ich einen Engel d'rüben schweben,
Er singt in Tönen, die im Himmel leben,
Und stille steht des Sturmes wilder Wagen.

Wie Kindlein schlummern bald die wilden Wogen,
Darüber steht der schöne Friedensbogen,
Der Himmelsmorgen glänzet nah' und fern.

Den Ew'gen selbst ahn' ich im Morgenrote;
Willkommen, Poesie, du Friedensbote,
Herwandelnd vor dem Angesicht des Herrn! —

Entzücken an die Muse.

Was du mir wurdest, du mein All' vor Allen?
Seitdem du mir das Auge hast erschlossen,
Steh'n her um mich viel hundert Frühlingssprossen,
D'ran tausend Blätter süße Worte lallen.

Von allen Zweigen geht ein Blütenfallen,
Wie bin ich schön von Blüten übergossen!
Von allen Zweigen kommt ein Laut geflossen,
Wie von verborg'nen Liedernachtigallen.

Durch meine Laube flüstern Geisterchöre,
Dann flieht des Lebens Schmerz aus meinem Kreise,
Daß er mir nicht die süßen Lieder störe.

Still steht der Jüngling, horchend meinem Liede,
Das Mägdlein lauschet auf und atmet leise; —
Ja, lauschet nur, mein Lied ist Glück und Friede. —

Die Verzweiflungsdichter.

Euch wollen wir nicht angehören,
  Nicht folgen eu'rem finstern Zug,
Der schrei'nd in wilden Schmerzenschören
  Die Welt umkreist mit Eulenflug.
Ein Haufe heulender Mänaden,
  Vor deren Blick die Freude bebt,
Die Blume welkt auf ihren Pfaden: —
  Das ist's nicht, was uns lockt und hebt,

Wenn ihr, die ihr die süßen Freuden
  Errung'nen Friedens nie gefühlt,
Kalthöhnend in den Eingeweiden
  Der lebenskranken Seele wühlt,
Wenn ihr mit frevelhaftem Zahne
  Ein jedes Glück in Stücke reißt,
Das ist's, was euch im tollen Wahne
  Erhab'ner Schmerz der Seele heißt?

Die Welt soll in dem Trank gesunden,
Der aus des Dichters Harfe quoll,
Und ihr habt einen Quell entbunden,
Der vollends sie vergiften soll.
Doch seht euch um, die ihr die Fahnen
Des Aufruhrs durch das Leben schwingt,
Wie schnell auf nächtig dunkeln Bahnen
Der Windhauch eure Spur verschlingt!

Das Saitenspiel, das ihr getragen,
Habt ihr durch schnöden Klang entweiht,
D'rum wird's an seinem Fels zerschlagen
Im edlen Zorn der Geist der Zeit.
Denn Friede sei des Sängers Streben,
Es thront ein Gott in Himmels Höh'n,
Sein Engel wandelt durch das Leben,
Den soll das Dichterauge seh'n!

Des Sängers Rache.

Die Schlacht ist ausgeschlagen, sie fochten heiß und stark.
Im Siegesübermute ruft Erich von Dänemark:
„Ich beuge Nordlands Eiche, wie leichten Frühlingssproß,
Mein Arm zerschmettert beide, den König und sein Schloß."

Er hebt den schweren Hammer, das Thor zerbirst davon;
Er hebt die heiße Klinge, sie trifft den Königssohn.
Der König? Wo ist der König? — Kein Aug' hat ihn erspäht.
Die Andern fielen alle; die Flamme zum Himmel weht.

Sieh da! Auf spitzen Felsen! — wie klomm er doch hinan?
Steht, ins Verderben starrend, ein greiser, greiser Mann.
Er hebt die Hand zum Himmel — ein grünend Götterbild —
Es tönet seine Stimme, wie Jagdhorn laut und wild.

„Ich war der erste König, der Nordlands Krone trug,
Ich war der erste Sänger, der Nordlands Harfe schlug.
Weh, Erich! Du hast die Krone vom Haupte mir gefällt,
Weh, Erich! Du hast die Harfe mit Vaterweh geschwellt.

„Der Greis hat keine Waffe; nichts blieb ihm als sein Wort;
Den mächt'gen Speer zu schwingen ist dieser Arm verdorrt.
Mein Sohn der liegt erschlagen, gebrochen meine Macht; —
Doch Rache wird Dich finden, so wahr die Norne wacht!"

Der Erich hat's vernommen, ihn kam ein Schaudern an.
Doch Monde sind verronnen, und schon ein Jahr verrann,
Des Greises Mark und Worte sind gleich klein an Gewicht, —
Der Erich hat's vergessen; — sagt, wer vergäß' es nicht?

Durch Röskilds hohe Hallen da tönt die Freude laut,
Die Tochter schmücket Erich, die Einz'ge, heut' als Braut:
„Heut' schlug ich Nordlands König, heut' ist's das volle Jahr,
Heut' wind' ich Nordlands Krone der Schönsten in's gold'ne Haar."

Und lieblich blickt die Jungfrau, der vollen Rose gleich,
Um sie vergäße mancher wohl beide, Kron' und Reich.
Der Bräut'gam blickt sie liebend, mit Stolz der König an;
Des Festes Glanz zu krönen, soll nun der Sänger nah'n.

Da schritt mit gold'ner Harfe herein ein junger Mann;
Er läßt die Saiten tönen, er hebt zu singen an.
Wie leichte Lüfte kosen, so singt er lind und süß, —
Doch finster blickt der Erich: „Nicht Heldensang ist dies!"

Da naht ein andrer Sänger, ein greiser, greiser Mann.
„Wer bist Du? Wie Dein Name? Dein Heimatland? sag' an!"
Wohl mancher fragte manches, und Antwort gab er nicht,
Doch große Tage reden aus seinem Angesicht.

Er hebt die ernste Stimme: wie jedes Ohr ihm lauscht!
Wie unter seinem Griffe die Saitenfülle rauscht!
Als säng' er Geistertöne; mit Lauten dumpf und tief,
Jagt auf sein Sang, was friedlich im Heldenbusen schlief.

Er sang des Kampfes Freude, den wilden Klang der Schlacht,
Den Blitz des Heldenlebens, des Todes kalte Nacht.
Der Kühne schaut Walhalla, wo Thor, der Starke, ruft,
Der Feigling liegt gebettet in Helas öder Gruft.

Sieh da! geheime Mächte erfassen die Heldenschar,
Dem schwellt's die Glut zum Auge, dem sträubt's das borst'ge Haar,
Der springt von seinem Sitze in wildem Taumel auf,
Und mancher hat gegriffen an seines Schwertes Knauf.

Erich, den Starken, fasset am stärksten die dunkle Macht,
So rot erglüht sein Auge, als gält' es heiße Schlacht.
Er hört die Hörner schmettern, des Schwertes Zunge saust,
Tausend schlägt seine Klinge, und tausend seine Faust!

Und laut und immer lauter hebt sich des Liedes Klang,
Und mächtig wogt und mächt'ger des Kampfes wilder Drang.
Der Erich hebt die Klinge, sie sinkt mit schwerem Hieb,
Und sieh! zu Füßen blutet der Freund, ihm treu und lieb.

Und hoch und immer höher schwillt an des Liedes Zorn,
Und stark und stärker siedet des Blutes heißer Born.
Da hat zur Rechten und Linken des Schwertes Blitz gebrannt,
Zur Rechten sank der Bräut'gam, die Braut zur linken Hand.

Fort tönt des Liedes Weise verderblich, schauervoll,
Die Heldenbusen alle erfaßt der wilde Groll.
Hoch heben sie die Schwerter, da giebt es Hall und Schall; —
Dann sind sie still geworden, der Erich schlug sie all'!

Die Nacht ist hingegangen, aufsteigt der Morgenschein,
Ein Klagen füllt die Halle, der Erich klagt allein!
Erschlagen ist seine Freude, gebrochen sein Geschlecht: —
Der Sänger ist verschwunden, der König ist gerächt.

Maifeier der seligsten Jungfrau.

Als sie hinaufstieg zu des Himmels Hallen
Des Himmels und der Erde Königin,
Da traten alle Wesen vor sie hin,
Zu huldigen der Herrlichsten von allen.

Da sah man auch geschmückt die Monde wallen,
Die wechselnd stets das Erdenrund umzieh'n;
Doch keiner gleicht dem Mai an holdem Blüh'n,
D'rum hat er auch der Holden wohlgefallen.

Sie sprach: Vor allen nehm' ich dich zu eigen,
Doch fürder nicht mehr der Natur allein, —
Hauch' deinen Frühling jeder Seele ein:

Daß hohe Kläng' aus frommen Harfen steigen,
Das Lob des Herrn von reinen Lippen weht,
Und still im Herzen duftet das Gebet.

Auf das Grab des Theologen Jos. Hinderegger.

Aufwärts laßt das Aug' uns richten,
Wo des Glaubens Sonne steht,
Wo der Hoffnung Mond in lichten,
Ewig festen Kreisen geht.
Dann von Licht und Himmelsstille
Voll das Herz und voll der Blick,
Schauen wir auf diese Hülle,
Schau'n wir auf dies Grab zurück.

Eines Jünglings war die Hülle,
Dem die Sense frühe kam,
Seinen Schmuck ihm in der Fülle
Schöner Frühlingstage nahm.

Und dies Grab, — o weinet, weinet! —
Nahm uns einen Teuren hin,
Schließt sich schweigend und verneinet
Eine Hoffnung frisch und grün.

Frühe bist du hingegangen,
Eilig, Teurer, uns entrückt,
Doch, da deine Fesseln sprangen,
Bist du frei und bist beglückt.
Glücklich, glücklich ist der Ferne!
Thränen warum fließet ihr?
O wir gönnen's ihm so gerne,
Aber — dennoch trauern wir.

Trauern wir, daß seines Strebens
Zweig im Blühen schon entlaubt?
Halt, was ist die Frucht des Lebens?
Hat er nicht geliebt, geglaubt?
Drüben, — höret auf zu klagen! —
Gilt nicht irdisches Gewicht,
Und nach Jahren und nach Tagen
Wägt und zählt man drüben nicht.

Dennoch fließen unsre Thränen,
Dennoch bleibt die Klage wach,
Heimweh weint und Heimatsehnen
Schwäng' ihm gern den Fittig nach.
Aufwärts schaut das Auge wieder,
Horch, da kommt ein leiser Hauch,
Heimatgrüße bringt er nieder,
Morgen, spricht er, folgst du auch!

Jahr 1845.

Schneegruß.

Ich will, o Schnee, zu deinem Preise reimen,
Stimmt auch kein andrer Dichter helfend ein.
Ich liebe dich, du Himmelsblüte rein,
Gefallen eben von den Himmelsbäumen.

Da blütest du (wie Kinderseelen träumen,
Ich glaub' es gern!) als klarer Edelstein.
Die Erdenluft, zu drückend, zu gemein,
Zerstört dein Schimmern bald in ihren Räumen.

Seh' ich dich zwischen Erd und Himmel schwanken,
Wie einen Wanderer in Heimgedanken,
In leisem, zweifelhaftem Niederflug:

Da möcht ich dich voll Wehmut fah'n und küssen,
Doch eilig bist du meinem Kuß entrissen,
Kein Hauch des Ird'schen ist dir rein genug.

An den Komponisteur der Oper: Saul.

Hast Du den lauten Herzschlag nicht vernommen,
Der allgewaltig durch die Reihe ging,
Die ganz in Deiner Töne Flut verschwommen
Mit Aug' und Ohr an Deiner Schöpfung hing,
Jetzt wehmutsvoll und nun von Lust beklommen,
Geschaukelt in des Fühlens Zauberring,
Den Du mit starker Hand um uns gezogen,
Daß wir wie Kinder lauschten, süß betrogen?

An Menschenwerk, an sterbliche Gestalten
Hing'st Du die Kränze Deiner Harfe nicht:
Das ist der Herr, das ist Jehova's Walten,
Sein Spruch ist's, der, ein Blitz, aus Wolken bricht.
Prophetentöne, die die Seele spalten
Verkünden des Allmächt'gen Strafgericht,
Zermalmend stürzt es auf den Stolz der Feinde,
Doch dem Erwählten Heil! Heil der Gemeinde!

Wer schreitet dort so stolz und doch verlassen?
Saul ist's, verachtend, was der Herr gebot.
So liebeleer; — Verzweiflung, Fluch und Hassen
Verzehren ihn als Flammen düsterrot,
Und finstre Mächte, die ihn wild erfassen,
Umspinnen ihn mit Wahnsinn, Nacht und Tod.
Die Hand, die wider Gott sich wollt' erheben,
Rächt schauerlich sich an dem eig'nen Leben.

O sei gegrüßt, du frommer Hirtenknabe!
Voll heitern Friedens rieselt dein Gesang.
Ein Riesentöter du? — des Liedes Gabe
Ist wohl verschwistert mit der Waffen Klang.
Blick' auf! Ein Scepter blüht aus deinem Stabe,
Doch Haß und Tücke schleicht auf deinem Gang. —
Wo fliehst du hin? Ein Schild ist dir geblieben,
Das Gottvertrauen und des Freundes Lieben.

Denn süß bezwungen beut dir sein Geschmeide
Und seine Hand der edle Jonathan.
Doch als ein Schreckbild dräuend zwischen Beide
Stellt sich der grimme, gottvergeß'ne Mann.
Die Not gebeut, daß Hand und Lippe scheide,
Doch fester knüpft sich Herz zum Herzen an.
Gedenke mein! bei diesen Seelentönen
Erbebt das Herz und steht das Aug' in Thränen.

Auf Gilboa's Höh'n, Jehova's Fluch zu sühnen,
Sinkt Israels Stärke von des Feindes Speer:
„So viele, viele! Saul ist unter ihnen,
Und Jonathan, mein Bruder, ist nicht mehr!
Ihr Höh'n, — o mögt ihr ewig nimmer grünen,
Nicht Tau und Regen halte Wiederkehr." —
O David! deine Klag', aus Herzenstiefen,
Wo ist ein Herz, das sie nicht auch ergriffen?

Doch dämmert jetzt des Glückes Morgenstunde,
Denn Gottes Held ist's, der zum Throne steigt:
Der Herr wird heilen seines Volkes Wunde;
Der Feind erzittert und sein Höhnen schweigt;
Der Jubelruf stürmt laut von Mund zu Munde,
Doch Isai's Sohn spricht, tief das Haupt geneigt:
„Der Herr erhebt den Niedrigen vom Staube,
Und groß und mächtig macht allein der Glaube!"

Wir standen viele Stunden, Dir zu lauschen,
Jedoch Dein letzter süßer Laut verklang,
Des heil'gen Sanges Friedenstöne tauschen
Sich mit des Tages leerem, lautem Drang;
Doch wie die Fluten langsam erst verrauschen,
So zittert's noch durch unsre Seele lang,
D'rin holde Bilder hin und wieder ziehen,
Das sind die Schatten Deiner Melodien.

In mein Gemüt ist, wie ein Frühlingsregen,
Erfrischend Deiner Töne Strom gefallen,
Daß die Gefühle freudig sich bewegen,
Um hin zu Dir im Dankeszug zu wallen:
Laß diesen Kranz zu Deinen Füßen legen,
Spricht er den Dank nicht aus, er mag ihn lallen,
Nach meinem Namen brauchst Du nicht zu fragen,
Viel Herzen haben laut wie mein's geschlagen!

Einladung.

Da wo sich Nord und Süden scheiden,
Die deutschen und die welschen Gau'n,
Da ist errichtet zwischen beiden
Ein mächtig hohes Haus zu schau'n!
Der Norden giebt die ernste Weihe,
Der Süden ihm den Schmuck als Zoll,
Dem Sänger heißt es Burg der Treue,
Die Andern nennen's Land Tirol.

Siehst du den Bau, du mußt ihn loben,
Mit Schwindeln klimmt der Blick hinauf,
Die Säule hat sich kühn gehoben,
Die Wolke tanzt um ihren Knauf,
Die Decke hat aus edlem Steine
Ein mächt'ger Kaiser d'rauf gelegt,
Lies nur, es steht im Flammenscheine
Sein ew'ger Name eingeprägt.

Und die das schöne Haus bewohnen,
Ein gastlich Völklein heißen wir,
Gegrüßt, o Gast, aus allen Zonen,
Willkommen sei von dort und hier,
Ruh' aus bei uns, laß draußen schäumen
Erstorb'nen Lebens seichte Flut,
Süß ist die Frucht von unsern Bäumen
Und feurig unser Rebenblut.

Wir wissen wohl, daß eins noch fehle,
Doch kommst du wieder über's Jahr,
So sagst du mit erfreuter Seele:
Nichts fehlt zum schönsten ganz und gar!
Denn nahst du wieder diesen Stufen,
So grüß' ein Sänger dich am Thor,
Ein Sänger soll dir Abschied rufen,
So wie du scheidend trittst hervor!

Aufruf.

Ich ruf ein Wort aus keckem Munde,
Die Berge haben sich verdingt,
Die tragen's hallend in die Runde,
Daß es zu jedem Ohre klingt;
Der Sturmwind führt es in die Weite,
Daß es der Herzen Lohe facht,
Es ist des Liedes Frühgeläute,
D'rum tönet es: Erwacht, erwacht!

Erwacht ihr! denen der Gesänge
Verborg'ner Quell im Busen rauscht,
Bei Gott, nicht klein ist unsre Menge,
Ich hab' an mancher Brust gelauscht,
Hier weht die Fah'n im Morgenwinde,
Hier hängt daran der erste Kranz,
Nach, munt're Jugend, nach! und binde
Noch hundert d'ran im Siegestanz.

Wir saßen schweigend am Katheder,
Da freilich fror das frische Blut;
Auf's neue denn die Hahnenfeder,
Die Alpenrosʼ auf unsern Hut!
Es steht uns gut, ihn hoch zu schwingen,
Wo sich der kühnste Fels erhebt,
Ein Lied aus freier Brust zu singen,
Das Berg und Thal zur Lust belebt,

Im Thale hat's die Maid vernommen,
Sie lauscht aus Rebengrün hervor,
Der Hirt ist auch herangekommen,
Er steht und lauscht und jauchzt empor,
Und droben auf der Wolkenklippe
Singt es der kecke Schütze nach: —
Gesang ist dann auf jeder Lippe
Und Sonntag unter jedem Dach.

Bundeslied.

Freunde, so! mit diesem Kusse
Fällt das Siegel uns vom Mund,
Volles Herz drängt zum Erguſſe,
Und geschlossen ist der Bund.

Lange haben wir geschwiegen,
Draußen zischelte der Hohn:
Ihre Väter konnten siegen,
Aber lautlos stirbt der Sohn!

Hört, so hört! in unsrer Mitte
Wuchs ein Baum auf, schön und stark,
Jugendkraft heißt Zweig und Blüte,
Gottesflamme heißt sein Mark.

Durch die hohe Blätterkrone
Rauschen Stimmen wunderbar,
Und darunter reicht dem Sohne
Väterruhm die Harfe dar.

Des Liedes Erwachen.

Der Sand ist all verronnen
Im Stundenglas der Nacht,
Aufbricht der Dichtung Bronnen
Im Morgenrot mit Macht:
Der Bronnen, der gewaltig
Aus Herzensadern sprüht
Und herrlich, tausendfältig
Im Sonnenstrahle glüht.

Viel tiefe Ströme schwellen
Geheim im Alpenschoß,
Kein Machtwort heißt sie quellen,
Sie brechen selber los.
Ein Narr, der Wacht zu halten
Versucht an ihrem Thor,
Aus hundert, hundert Spalten
Bricht ihre Macht hervor.

In hundert, hundert Bogen
Von Bergen geht ihr Sprung,
Da tränken ihre Wogen
Das Hochgrün, ewig jung.
So blüh' vom Liedersegen
Mein Vaterland, genährt,
Es sei kein Sommerregen,
Der nur ein Stündlein währt!

Alt und Neu.

In diesen Mauern soll ich wohnen,
  Hier im Gemache dumpf und tot?
Die Spinnen um die engen Fenster
  Verbau'n den Blick in's Morgenrot.

Hier steht ein alter Thränenbecher,
  Ein Dichterauge weint' ihn voll,
Das stets von zarten Mondscheinthränen,
  Von Rührungstropfen überquoll.

Auch eine Harfe seh ich lehnen,
  Verhüllt ist sie im schwarzen Flor,
Und wie ich nach den Saiten fühle,
  Da summt ein myst'scher Laut hervor.

Wem wird es wohl bei diesem Plunder?
Wer atmet leicht in diesem Staub?
D'rum schnell den Kerker eingeschmissen,
Und d'rauf gebaut ein Haus von Laub.

Weit offen sei's nach allen Seiten,
Der Blick hinaus, das Licht herein!
Auch einen Becher mag ich loben,
Doch füllet ihn mit süßem Wein.

Fort von der Harfe, düst're Hülle!
Die gold'ne Saite spiele frei,
Ein Kranz sei ihr Gewand und Zierde,
Geflochten in des Lebens Mai.

Lieder ohne Maß und Ziel.

Das freut mich, wenn Begeist'rungswetter
Durchschüttelt meinen Liederbaum,
Daß hundert Blüten, hundert Blätter
Ausfliegen in den weiten Raum.

Was kümmert's mich, wenn von den Zweigen
Der Sturm die jungen Blüten rafft?
Im Stamme wogt, sie neu zu zeugen,
Die nie versiegte Lebenskraft.

Was kümmert's mich, wenn rasch ergriffen
Die Blüte treibt im Lebensfluß?
Sie mag auf seiner Woge schiffen
Zum Dichtereiland als ein Gruß.

Sie mag zu einem Strande wallen,
Den nimmer noch ein Lenz begrüßt,
Befruchtend in die Erde fallen,
Daß d'raus ein neues Leben sprießt.

Daß Sproß' um Sprosse mög' entspringen,
Zum Baume werden und zum Wald,
D'raus wunderbare Töne klingen
Mit süßer, zaubernder Gewalt.

Daß der erstaunte Schiffer frage,
Wenn einst sein Kiel vorüberzieht:
Wer schuf den Sand zum Blumenhage?
Wer schuf das neue, volle Lied?

Jahr 1846.

Das Lied vom Frieden.

Ich saß zwischen Lärchenbäumen,
Die Wimpern schloß der Tag,
Das Thal in duftigen Träumen
Zu meinen Füßen lag.

Der Himmel wie eine Glocke,
Eine Wolke hing daran,
Mit glühend flatternder Locke
Den letzten Strahl zu fah'n.

Die Alpe im Abendgruße,
Rotwangig wie eine Maid,
Die ob dem Scheidekusse
Erglüht in Wonn' und Leid,

Das ist mir zu Herzen 'gangen,
Ein Lied ward d'rinnen wach,
Ich sang's und ringsum sangen
Es Zweig' und Blätter nach.

Das war das Lied vom Frieden,
Es war so wohlgethan,
Daß mir's, wie Wein dem Müden
Durch Herz und Adern rann.

Verrollt ist unterdessen
Ein Jährlein oder zwei,
Das Lied ist gar vergessen,
Wo hör' ich's, ach! wieder neu?

Wohl sitz' ich zwischen den Zweigen,
Der Himmel ist klar und schön,
Die Blätter flüstern und neigen
Sich in des Windes Weh'n.

Ich horche: das Liedlein singen
Die Zweig' und Blätter umher,
Doch ach! mir im Herzen klingen
Will keine Stimme mehr.

Die Zelle.

Ach diese Zelle! Mild im Abendschimmer
Voll roten Lächelns glüht das Fensterlein;
Der Rosenstrauch, der neubegier'ge Klimmer,
Drängt seine Häupter wie er kann hinein.

Ein Vöglein setzt sich d'rauf und hackt und picket
Und singt und grollt und will verstanden sein:
Es thut sich auf, und d'raus ein Antlitz blicket,
Ein Greisenantlitz; auch ein Abendschein!

Sprich, wohn'st du hier, ersehnter Gottesfrieden?
Wie schön! der Himmelsschimmer deine Zier;
Du seliger, vom Weh' der Welt geschieden,
Nur ihre Rosen blüh'n empor zu dir!

Ein Sänger sitz' ich auf dem Rosenzweige
Und ruf' und klopfe an dein Fensterlein!
O Gottesfriede, Gottesfriede neige
Zu mir dein Antlitz, ach! und nimm' mich ein!

Der Schwan.

Das ist der Schwan im Wanderzuge:
Nicht Heimat ist ihm dieses Land,
Das kennt ihr wohl an seinem Fluge,
Er sucht nach einem fernen Strand.

Seid günstig, seht ihr ihn von Weitem
So zwischen Erd' und Himmel hin
Die weißen Flügel sehnend breiten
Und schweigend ernst vorüberzieh'n.

Nur wo die stillen Bäume ragen,
Die ahnungsvoll aus tiefstem Hain
Die Wipfel hoch zum Himmel tragen
Und bebend trinken Sonnenschein:

Da mag er rasten eine Stunde,
Und weint sein Lied zum Licht empor,
Kein Echo singt es in die Runde,
Vernommen hat's kein fremdes Ohr.

Und stiller Seen stille Weise
Lockt ihn herab zum reinen Bad,
Da zieht er sinnend seine Kreise,
Das Mondlicht küsset seinen Pfad.

Nicht tief ist seine Spur gezogen,
Die Wasser wallen drüber her; —
Jedoch was ist's? er ist entflogen
Und rückwärts kehrt der Blick nicht mehr!

Vom Etschthal.

Singt nur von deutscher Flotte
Und äugelt nach dem Belt,
Der neidisch trotz dem Singsang
Den Schoß verschlossen hält.
Vielleicht in hundert Jahren
Daß ihr Poseidon zwingt,
Eine Flott' euch zu verehren
Dieweil ihr seufzt und singt.

Wir wissen and're Dinge,
Hieher den Blick gewandt,
Wo Deutschlands letzter Zipfel
Sich hängt an's welsche Land.
Hier bau'n wir Schiff an Schiffe,
Die Lust ist nicht gering;
Und mitten just im Lande,
Das ist das Wunderding.

Da liegt ein Thal so lieblich,
Voll Saat und Rebengrün,
D'ran stehen lachende Hügel
Und Berg' im Sonnenglüh'n;
Da zieht die Etsch herunter,
Bald brausend und bald lind,
Bald sittsam und bald schwärmend,
Sie ist ein Alpenkind.

Und wenn die Alpen grollen,
So bläht sich das Gewand
Und wirft die weite Falten
Hinaus auf's grüne Land.
Weh! Grün und Blüh'n begraben
In graues Schlammgewühl!
Des Jahres zweimal, dreimal
Macht sie das lose Spiel.

Da haben wir zu zimmern
Und Schifflein anzubau'n;
Wir schiffen durch die Felder
Und rudern durch die Au'n,
Wir fahren aus nach Ware,
Gescheuert ist der Schrein,
Wir ernten Jammergarben
Und schneiden Seufzer ein.

Um unser Gut zu tauschen,
Geht's dann zu Nachbars Haus,
Wir tauschen unsern Kummer
Um seine Klagen aus.
Wir fahren in's nächste Dörflein,
Die Not steht zu Verkauf.
Sie handeln mit Kisten und Kasten,
Nun haben wir beide vollauf.

Das Schiffen wächst gedeihlich,
Der Handel mehrt sich stark;
Fast gar zu üppig wuchert
Des Landes edles Mark.
D'rum strömt's hinab nach Welschland,
Venedig lockt uns an,
Und von Venedig weiter
Geht's in den Ocean.

Uns ist nicht schlecht geraten,
Wir werden wohl beleibt; —
Sprecht einen frommen Segen,
Daß es beim alten bleibt.
Wir loben uns das Sprüchlein,
Es geht von Mund zu Mund:
Vom Haupte bis zur Sohle
Ist Deutschland kerngesund!

Nachruf.

Am Wissenspfade grüßen wir uns wieder,
Der vor uns liegt, so heilig und so hehr;
Doch Einer fehlt im Kreise seiner Brüder, —
Ein Vielgeliebter ist nicht mehr.

Und traurig tönt die Frag' aus manchem Munde:
Wer war der Tugend so wie er geweiht,
So treu und gut aus tiefem Herzensgrunde,
Voll Mannesernst und Innigkeit?

Wer wußte so an jedes Herz zu sprechen,
Drang so in vielgestaltes Wissen ein?
Wer schöpfte aus des Glaubens heil'gen Bächen
Den Himmelstrank so klar und rein?

Er ist nicht mehr! Es war ihm nicht gegeben,
Auf Erden zu vollenden seine Bahn.
Nur noch ein Schritt: — da nahm der Herr sein Leben; —
Was Er thut, das ist wohlgethan.

So lebe wohl! Du hast mit Kraft gerungen;
Wer also rang, wie Du, der hat gelebt.
Dich hob der Herr aus Erdendämmerungen,
Er gibt Dir, was Du angestrebt.

Dort muß ja Liebe landen, die geflügelt
Hoch über'm Leben sucht ihr ewig Bild,
Dort ist des Wissens Heimat, wo entsiegelt
Der Urquell, Licht vom Lichte, quillt.

Ja, lebe wohl! Mit Wehe=und Wohlgefühle
Schau an den Kranz, der früh dein Haupt umschlang.
Wir wollen suchend nach demselben Ziele,
Und Sehnsucht weht um unsern Gang.

Abschiedsgruß an Prof. Franz Jos. Rudigier.

Du gehst von uns, — der Kreis soll sich erweiten,
In dem Dein Geist mit Liebe walten soll:
Nur unsre Wünsche dürfen Dich begleiten,
Und folgen kann Dir nur das Lebewohl,
Das Dir von unsrer Seele tiefsten Saiten
Beim Scheiden nachklingt, dankend, wehmutsvoll.
Wie kann ein armes Wort Dir nur erklären,
Wie wir Dich lieben, wie wir Dich verehren?

Wohl manches Herz zählt still bei sich zusammen
Das viele Gute, das Du ihm gebracht:
Wie manchen Keim, d'raus schöne Thaten stammen,
Hast Du in uns gepfleget und bewacht!
Wie suchtest Du die Funken zu entflammen,
Die zweifelnd flattern zwischen Licht und Nacht!
Du drangst durch des Gemüt's geheimste Pforte,
Denn Geisteskraft durchflutet Deine Worte.

Nicht Töne sind's, die schäumen und verrinnen,
Sie drängen einwärts wie ein edler Wein,
Sie treiben an zu ringen, zu gewinnen,
Kein läss'ger Waller auf dem Pfad zu sein
Den Fels hinan, von dessen hohen Zinnen
Das Kreuzbild leuchtet mit dem Himmelsschein.
Dort sind des Friedens süße, sel'ge Hütten;—
Dank Dir, Du bist uns treu vorangeschritten.

Dank Dir für Alles, was Du uns gegeben,
Du gabst es uns und dennoch nimmst Du's mit,
Denn Engelhände, unsichtbare, heben
Die Rosen auf, entkeimend Deinem Schritt,

Sie pflanzen sie in dem und jenem Leben
An jede Stelle, die Dein Fuß betritt.
So liegt die Zukunft stets vor Deinen Blicken,
Ein Garten, den vergang'ne Tage schmücken.

So zieh' denn hin, wo sich das neue, schöne
Gefilde Deinem Geist geöffnet hat:
Dort sä' und pflanze, und Gedeihen kröne
Mit gold'ner Frucht die mühevoll're Saat.
Doch denk' auch an Tirol und seine Söhne
Dort in der fernen, stolzen Kaiserstadt,
Und wenn wir Wort und Anblick auch vermissen,
So werde doch Dein Herz uns nie entrissen. —

Jahr 1847.

Antwort.

Ihr wollet Liederklänge,
  Der Freude süß' Getön?
So führt aus dieser Enge
  Mich rasch auf luft'ge Höh'n!

Aus diesem Werktagsstaube
  Reißt mich mit Kraft heraus
Und baut mir eine Laube
  Aus Myrt' und Rosenstrauß.

Daß er mir Kühlung fächle
  Steh' dort ein Blütenbaum,
Durch seine Zweige lächle
  Des Himmels gold'ner Saum.

D'ran aus krystall'ner Pforte
  Schlüpf' eine Quelle sacht,
Die rede süße Worte
  Vom Morgen bis zur Nacht.

Und tief zu Füßen breitet
  Mir aus ein glücklich Thal,
Darin der Friede schreitet
  Und Menschen ohne Qual.

Und schwillt in tiefem Sinnen
  Das Herz mir sehnend an,
Daß stille Thränen rinnen
  Und ich's nicht sagen kann;

Dann haucht mir in die Seele,
Daß sie voll Liebe glüht,
Daß sich die Hülse schäle,
Zerschmolzen vom Gemüt.

Dies machet flugs mir fertig,
Ihr seht, es ist nicht viel,
Dann, Freunde, seid gewärtig
Auf Klang und Saitenspiel!

Der Zauberschatz.

Ich bin so reich! und könnt' ich teilen
Von meines Lebens Ueberstrom,
Ein Blumenfeld von hundert Meilen
Das tränke wohl sich satt davon.

Ich bin so reich! und könnt' ich winken
Ein Tausend mir zum Herzen her,
Sie könnten sich berauschet trinken
Und tränken's dennoch nimmer leer.

Ich bin so reich! und könnt' ich senken
Von meinem Glück in jeden Born,
Das würde rasch den Schmerz ertränken,
Mit Rosen kleiden Schutt und Dorn.

Doch ach! in meinem Busen bindet
Den Schatz ein böser Zauberbann,
Komm', Muse, die das Wörtlein findet,
Das dieses Siegel lösen kann!

Frühlingsgang.

Laßt mich mit raschem Fuße
Brausen in's offene Feld,
Daß mir im heißen Flusse
Schweiß von der Stirne fällt.
Noch fröstelt mir im Leibe
Des Winters schlimmer Trank,
Bis ich ihn d'raus vertreibe,
Fühlt sich die Seele krank.

Kein alter Tropfen mische
Sich mit dem neuen Wein!
Ich trinke Morgenfrische
Und Duft und Sonnenschein.

Hei! welch ein neues Leben!
Nun wie mit Elfengang
Will ich auf Blumen schweben
Voll Lächeln und Gesang.

Die zwei Lenze.

Mir schlief der Lenz verborgen
Leis' atmend im Gemüt,
Er ist mir diesen Morgen
Zum Wachen aufgeblüht.
Auch außen seh' ich's grünen,
Auch außen blüht der Mai,
Doch außen oder innen,
Sagt, wo der schön're sei?

Der Frühling, den ich trage
Verschlossen noch in mir,
Mit lautem Flügelschlage
Will er an's Licht herfür.
Der Frühling auß' auf Erden
Lockt hier den Bruder an,
Das muß ein Wunder werden,
Wenn beide sich umfah'n!

Morgenphantasie.

Weit vor mir das Land gebreitet,
Unten zieht der blaue Fluß,
Leicht geschwingte Wolken kräuseln
Himmelauf als Opfergruß.

Ruhig lieg' ich hier am Berge,
Und das Auge schweift gemach,
Bilder, wie sie außen lächeln,
Tändelt still die Seele nach.

Und ich sinne still und sinne,
Selig lächelt das Gesicht,
Nur mit halbgeschloß'ner Wimper
Nipp' ich mehr am vollen Licht.

Siehe, da beginnt's zu leben
Nah' und ferne, mehr und mehr,
Meine Träume sind's, die schweben
Auf und nieder, hin und her.

Schweben um die lichten Türme,
Graue Burgen, grünen Hain,
Um die Hügel, d'ran die Dörflein
Schlummernd ruh'n im Sonnenschein.

Ja die keckſten ſind geklommen
Hand in Hand den Berg hinauf,
Haben ihren Sitz genommen
Auf dem höchſten Felſenknauf.

Und von da noch hoch und höher,
Wie Guirlanden, endenlos,
Schließen ſie die heit're Kette
In des Himmels tiefſtem Schoß.

Und nun kehren ſie mir wieder,
Aber ja nicht ſtumm und leer,
Edelſtein und Blütenfülle
Streu'n ſie lächelnd um mich her.

Und mit ihren Liederſtimmen
Reden ſie den ganzen Tag.
Selig iſt der Morgenträumer,
Der ſo lieblich träumen mag!

Des Liedes Pfeil.

Freudig klang der Dichtung Bogen,
Und der Pfeil des Liedes ſchwirrt.
Goldgeſchwingt iſt er entflogen; —
Saget, wo er landen wird?

Ob den Häuptern meiner Lieben
Fliegt er hin mit Luſtgeſaus,
Doch die Kraft, die ihn getrieben,
Flügelt ihn noch weit hinaus

Über blüh'nde Wälderkronen,
Lichte Höh'n und düſt're Schlucht,
Über ſel'ge Länderzonen
Zu des Oceans ferner Bucht.

Und von da noch ferne, ferne
In der Sehnſucht blaues Meer; —
Sagt, o ſagt, an welchem Sterne,
Daß er raſte, landet er?

Fest-Prolog.

Dein Fest zu teilen, — nicht es zu verschönen,
Sind wir um Dich versammelt, Fürstengreis!
Vernimm in der Musik geweihten Tönen,
Was jedes Herz empfindet voll und heiß!
Trägt doch zum Kranz, Dein würdig' Haupt zu krönen,
Ein jedes neue Jahr ein neues Reis;
D'rum freu'n wir uns, wenn sich der Tag erneuet,
Der Dich zum heil'gen Hirtenamt geweihet.

Dem Sommerabend gleicht Dein Greisenleben
Voll milden Schimmers, klar und wolkenlos.
Nicht müßig ließest Du den Tag entschweben,
Und reiche Frucht warf er in Deinen Schoß.
Du könntest Dich mit Freuden heim begeben;
Doch weile noch! noch ist die Ernte groß, —
Und sammle Dir noch ein' und and're Garbe
Von segenschwerem Haupt und gold'ner Farbe.

Mit Kraft bist durch's Jahrhundert Du geschritten,
Gott hat auf hohe Warte Dich gestellt.
Du stehst in eines treuen Volkes Mitten,
Das fest noch zu der Wahrheit Banner hält;
Noch freut es sich der Einfalt alter Sitten,
Noch ist des Glaubens Kleinod nicht zerschellt:
Ein Herzschlag und Ein Glaube und Ein Frieden: —
Der Himmel hüte, was er uns beschieden!

Denn eine schwere Zeit liegt in der Wiege,
Aus Haß und Zwietracht sproßte dieses Kind;
Es rüsten Tausend sich zum Geisterkriege,
Und Niemand weiß, wer fällt und wer gewinnt.
So manches Land durchwühlt die Brut der Lüge,
Und d'rüber weht des Zweifels eif'ger Wind,
So manches Land — im blinden Übermute —
Nährt seine Wunde, daß es bald verblute.

Vielleicht, — wer weiß? — daß bis an unf're Flanken
Die düst're Wolke sich verbreiten soll.
Doch stehst Du, treuer Hirt, noch in den Schranken,
Und Alle seh'n auf Dich vertrauensvoll.
Von dem ja stets voll leuchtender Gedanken
Das rechte Wort zur rechten Zeit erscholl,
Und rings um Dich, was auch die Zeiten dräuen,
Steh'n friedliche, doch unerschrock'ne Reihen.

Es steh'n um Dich in festgeschloss'nen Kreisen,
Die es erfaßt, was es zu schirmen gilt, —
Ein herrlicher Phalanx von edlen Greisen,
Und würd'ge Männer mutig, krafterfüllt,
Die durch ihr Wort, durch ihre That beweisen,
Der Glaub' allein sei unser fester Schild,
Und Gottes Wort das Schwert, das zu zerschneiden
Vermag den Knoten uns'rer tiefen Leiden.

Jahr 1848.

Ein Blatt auf J. Görres' Grab.

(Febr. 1848.)

Sie stellten einen Sarg zu andern Särgen,
Wir kennen wohl den Mann, der ihn umhegt.
Wird keine Stimme wach in unsern Bergen,
Die unsern Gruß zu diesem Grabe trägt?

Er hat sie auch geliebt die Bergesstille
Und ruhte gern in ihrem trauten Schoß.
Er ruhte? nein! Er dachte, bis die Fülle
Gewalt'ger Rede neu vom Herzen floß.

Und staunend, wie zu unsern Alpenzinnen,
Hat mancher auf den Riesengeist geblickt,
Sich in den Brunnen, die da niederrinnen,
Mit Jünglingslust gebadet und erquickt!

Wohlauf mein Lied, mit lautem Harfenschlage!
Doch ratet, wie ich's sage, oder was?
Was ist für seinen Wert die rechte Wage?
Wo ist für seine Größe rechtes Maß?

Wer schwang wie Er den blitzenden Gedanken?
Wer trug wie Er des Wortes Donnerkraft?
Wer trieb wie Er an tausend grünen Ranken
Prachtvolle Rosen aus der Sprache Schaft?

Groß stand Er, wo der Baum der Weltgeschichte
Geheimnisvoll von Völkerleben rauscht; —
Er hat das Wort vom Segen und Gerichte
Wie ein Prophet ihr sinnend abgelauscht.

Die Völker in der Vorzeit grauen Tagen,
Er hat bei ihrem Namen sie genannt,
Er stieg hinab zum Schacht der bunten Sagen,
Bis Er der Wahrheit gold'ne Quelle fand.

Er fragte kühn, daß sie ihr Rätsel kläre,
Die alte Sphinx, die riesige Natur!
Hell blickt' Er, wo der Geist der Kunst, der hehre,
Belebend in die toten Stoffe fuhr.

Noch mehr; Er hat von da des Wissens Brücke
Hinüber in die Geisterwelt gebaut;
Was Andern Nacht, maß Er mit Adlerblicke
Und herrlich sprach Er, was Er angeschaut.

Das ist noch wenig; auf erhabner'm Plane
Pflückt Er für seinen Kranz das schönste Reis.
Für Recht und Freiheit trug Er vor die Fahne
In Tagen, wie Gewitterstunden heiß.

Nein, nimmer schmiegt die Kirche sich zur Dirne!
Noch blitzt ein Schwert, ein Schild von gold'nem Guß,
Mit glüh'ndem Herzen und mit ehrner Stirne
Steht auf und predigt Athanasius.

Und neubelebt im Süden und im Norden
Erhebt sich kraftvoll junge Glaubenssaat; —
Viel wirkt' Er sonst in Denken und in Worten,
Das aber: — das ist seines Lebens That!

Der Fährmann lenkte kühn im Wogensturme
Sein gutes Schiff; — nun aber ruhet Er.
Die Glocke klang mit Macht vom hohen Turme
Des Kirchendoms; — nun tönt sie nimmermehr.

Der Mann von Erin *) ist vorausgegangen,
Im Jenseits reichten beide sich die Hand.
Wohl euch, die ruhn! indeß mit Ahnungsbangen
Das Weltschiff steuert in ein neues Land.

Wer sagt uns, was die Tage noch gebären?
An eurem Grab kreis't eine schwang're Zeit.
Wir wollen beten und zur Fahne schwören,
Die ihr erhob't und Christus eingeweiht.

Das freie Wort.**)

Jahr 1848.

Es hallt in allen Landen
Der Ruf vom freien Wort;
Wir haben ihn auch verstanden
D'rum rasch die Fesseln fort!

*) O'Connel, † 15. Mai 1847.
**) Bei Erteilung der Preßfreiheit.

Ein Sturm mit mächt'gem Wehen
Rauscht durch den Völkerwald,
Die Welt will neu erstehen,
Die alte — war zu alt.

Wohl ist der Morgen trübe,
Wie mag's auch anders sein?
Heiß kämpfen Haß und Liebe,
Und weit ist's zum Verein.
Doch still, du düstrer Zweifel,
Der krächzend mich umkreis't!
Sieh' nicht allein den Teufel,
Merk' auch den heil'gen Geist.

Wer will uns mehr bestreiten
Des Wortes Allgewalt?
Es sei ein Morgenläuten,
Das Berg und Thal durchschallt;
Es sei ein Geisterwettern,
Ein felsgeborner Bach,
Es sei Posaunenschmettern
Und ruf' die Schläfer wach.

Entfaltet ist die Fahne,
Wohlauf! herbei, herbei!
Auf weitem freien Plane
Beginne das Turnei.
Schwingt hoch das Schwert der Rede,
Steht fest und ohne Wank.
Glückauf zur Geisterfehde!
Die Wahrheit zahlt den Dank.

Das Gott entquollne Leben
Liebt nicht das enge Haus;
Wem Er das Wort gegeben,
Der ström' es frisch heraus,
Nur nicht mehr lang geklügelt,
Das half uns immer schlecht.
Gepanzert und geflügelt
Ertrotzt die Zeit ihr Recht.

Kein Ton aus leerem Fasse,
Kein Wort aus hohler Brust;
Nicht im Geschwätz der Gasse
Wird sich der Geist bewußt.

D'rum auf, du teure Jugend,
Voll unentweihter Kraft,
Greif' nach dem Ernst der Tugend,
Dem Gold der Wissenschaft.

Ihr Männer, die wir ehren,
Tragt uns das Banner vor,
Wenn alle Geister gären,
Sprecht Einklang in den Chor.
Hochad'lig ist der Leiter,
In einem Zug so hehr;
Ein Mut durchglüh die Streiter,
Den Herzog und das Heer.

Dem Richtertag dem jüngsten
Gilt noch dies Brausen nicht;
Gebraust hat's auch um Pfingsten,
Im Brausen kam das Licht.
Des Geistes Flamme brenne
Auf unserm Haupte neu;
Und jedes Herz erkenne,
Daß sie vom Himmel sei.

Es sinkt, was krank im Marke,
Was morsch ist, das zerfällt;
Doch Gottes Geist, der Starke,
Erobert sich die Welt.
D'rum zaudert nimmer länger;
Viel gilt der erste Gang: —
Meinthalb verdammt den Sänger,
Doch achtet, was er sang!

Willkomm dem Kaiser *).

Sei uns willkommen! — Wie im Flügelschritte
Durcheilt die Botschaft jauchzend Berg und Thal:
Dein Kaiser ist, o Volk, in deiner Mitte!
Und jedes Herz jauchzt auf im Wiederhall.

Doch sprich, wie kommst Du von der Metropole?
Ist die Begeisterung so bald verbraucht?
So bald ein Volk versengt zur toten Kohle,
Von der des Aufruhrs finstre Wolke raucht?

Ist das der Freiheit Baum auf deutschem Boden?
Ist das der neuen Zeiten Morgenrot?
Das ist die Nacht, das ist der Todesodem
Vom Riesenschirling aus der Seine Kot?

*) Als Kaiser Ferdinand I. im Mai 1848 aus Wien nach Innsbruck flüchtete.

Wie schön die Freiheit, deren Königsstirne
Des Rechtes Band, der Tugend Kranz umsäumt!
Sie lebe hoch! Doch Schmach der Pöbeldirne,
Die wild sich im Mänadenrausche bäumt!

Vergiß den Schmerz! sieh', diese Himmelsbläue,
Die Berge d'runter — sind sie nicht Symbol?
Die feste Kraft, umwölbt von ew'ger Treue,
Erstarb nicht ganz, — noch wahrt sie Dein Tirol.

Sieh' diese Flur! ein holder Maienfriede
Umsäuselt sie; hier hat kein Sturm gehaust.
Wie sonst ertönt der Wald vom Hirtenliede,
Nur, daß ein Sang von Kampf dazwischenbraust.

Doch ist's kein Kampf entfesselter Empörung, —
Es ist für Gott und Fürst und Vaterland!
Musik ist das im Lärm der wilden Gärung,
Wie Kühlung weht's in diesem Völkerbrand!

Nein, noch ist diese Veste nicht erklommen
Vom Dämon, der Europa's Herz zerriß!
Du hast's erkannt; willkommen, Gott willkommen!
In Deines Volkes Armen ruhe süß.

Nicht eh'rne Mauern und nicht stolze Heere
Sind hier als starre Wacht um Dich gestellt;
Doch eines Volkes Herz ist Deine Wehre,
Bereit zum Kampfe gegen eine Welt.

Das Recht muß siegen und die Lüge sinken,
So wahr ein Gott die Weltgeschichte flicht.
Schon glüht der Morgen um die Alpenzinken; —
Getrost, es naht der Sieg und das Gericht.

Du aber, Maid Tirol, du wunderhehre!
Wie stehst du vor Europa schön und groß!
Wie grün auf deinem Haupt der Kranz der Ehre,
Und dein Gewand, wie rein und makellos!

Schlägt dir das Herz nicht hoch in diesen Tagen?
Was sinnst du? Fragt die Zukunft dieser Blick?
Noch größer wirst du sein! laß mich's dir sagen,
Ich träume nicht, ich las es im Geschick.

Ja, ruf' es stolz, daß es vernommen werde —
Doch halt! es strauchelt, wer sich selbst erhöht.
In Demut neig' dein Haupt dem Herrn zur Erde;
Tirol wird groß durch Glauben und Gebet!

Jahr 1849—1857.

Preisgekröntes Schützenlied.

Von Berg und Thal herbei, herbei!
Gott grüß' euch, liebe Brüder!
Was klingt so hoch, was klingt so frei,
Wie Schützengruß und Lieder?
Schützen hoch, Schützen hoch!

Nicht lieben wir die Stubenluft,--
Ein Hui von Felsenspitzen!
Die Fahne, die zum Feste ruft,
Sie ist die Lust des Schützen.
Schützen froh, Schützen froh!

Der Gemsbock rennt den Fels empor,
Im Anger steht die Scheibe.
Auf beide knallt das gute Rohr
Zum edeln Zeitvertreibe.
Schützen frisch, Schützen frisch!

Doch nimmer trägt der freie Mann
Zum Spiele bloß die Wehre.
Ein Tropf, der sie nicht brauchen kann
Für Freiheit, Recht und Ehre.
Schützen frei, Schützen frei!

Für Gott und Fürst und Vaterland
Die Fahne wir erheben, —
Mut in der Brust, Kraft in der Hand,
Geht's drein auf Tod und Leben.
Schützen Mut! Schützen Mut!

Die Felsenburg, die Gott uns gab,
Beschützen unsre Waffen,—
Und wünscht der Feind ein kühles Grab,
Tirol wird's ihm verschaffen.
Schützen Blut! Schützen Blut!

Vom gleichen Eisen sind ja noch
Die Jungen, wie die Alten.
Tiroler Adler lebe hoch!
Du wirst den Kranz behalten.
Schützen Sieg! Schützen Sieg!

An Meran.

Meran, du Landes Edelstein,
Du Wand'rers Augenweide,
Dein Himmelblau voll Sonnenschein,
Dein Thal im grünsten Kleide!
Und ins Gefild voll Frucht und Wein,
Als wollt's zu Thaten mahnen,
Schaut ernst das Schloß Tirol herein,
Die Fürstenburg der Ahnen.

Und du, lieb's Völklein von Meran,
Du weißt uns klug zu fangen;
Du lachst uns so behaglich an
Mit rosigroten Wangen.
Du streckst die Hand so traulich dar,
Den Becher zum Willkommen;
Wer je bei dir zu Gaste war,
Hat Abschied schwer genommen.

Das Tiroler Schützenfest am 19. März 1853.

Was für ein Knallen und Wallen
Geht heut' thalaus und ein?
Was brummen die alten Berge
Mit Donnerstimmen drein?
Was schlägt mit lauterm Schlage
Heut' jedes Tirolerherz?
Sagt an, was soll's denn geben
An diesem neunzehnten März?

Das ist ein Gebet zum Himmel!
Nicht leis nur flüsterts empor,
Wenn Land und Leute beten,
Gibt's einen lauten Chor!
Eine Hand griff aus der Wolke,
Der Griff war sicher und kühn,
Der Kaisermörder blutet,
Die Völkermörder flieh'n!

Das ist ein Schwur dem Kaiser!
Der Höfling düßle scheu, —
Wenn Land und Leute schwören,
Da donnerts keck und frei!

Nicht mit der Feder, mit Stutzen,
So schwört dein Land Tirol;
Du ritterlicher Kaiser
Verstehst die Sprache wohl!

Das ist ein Gruß den Feinden!
Kein schöngedrechselt Wort,
Der Faustschlag eines Volkes
Auf den Tisch von Wühler und Lord!
Dem Schurken bedeutet's: Kugeln,
Dem Buben: Schmach und Hohn!
Merkts euch, ihr feinen Herren
Von Welschland bis Albion!

Ein Schauspiel ist's dem Lande
Der Eintracht und der Kraft!
Denn solche Zweige treiben
Nur aus gesundem Schaft.
Wehr' ab vom edlen Stamme
Fest jedes Schelmes Streich,
Dann kannst Du d'rauf Dich stützen,
Mein Kaiser! mein Österreich!

D'rum vorwärts, munt're Schützen,
Knallt froh thalaus, thalein,
Entrollt die alten Fahnen,
Die Trommel wirble drein!
Ihr alten Berge hallet!
Frischauf, Tirolerherz!
Es ist ein Fest der Treue
An diesem neunzehnten März.

Widmung.

Fragst Du nach der Lieder Art,
Die dies Büchlein aufbewahrt?
Strahlen, die vom Himmel stammen
Und zurück zum Himmel flammen;
Gott entquoll'ne Gnadenbronnen,
Die sich froh im Lichte sonnen;
Wunderblumen aus dem Garten
Gottes, den die Engel warten,
Worte, Keinem zu ergründen,
Die des Glaubens Lehre künden,
Süßer Hoffnung kräft'ge Schwingen
Freudig himmelan zu ringen;
Liebeswein in goldner Schale
Zu des Lammes reinem Mahle.

Erdenweh und Heimatsehnen,
Reueschmerz und Büßerthränen,
Säuseln von des Himmelspalmen,
Kampfesruf und Himmelspsalmen;
Himmelflug mit Adlerblicken,
Wonnesturm im Gottentzücken;
Von der Himmelsleiter Sprossen
Ganz aus klarem Gold gegossen,
D'ran die Engel steigen nieder
Und das Menschenherz empor: —
Das ist, Freundin, dieser Lieder
Wundervoller Chor!
Nimm sie hin aus Freundes Hand,
Finde Trost, wie er ihn fand.
Deine Seele lausche gern
Diesem hohen Lob des Herrn;
Nähr' in manchem kräft'gen Zug
D'raus den Geist zu neuem Flug,
Und des Bildes edle Kraft
Grüne frisch durch ihren Saft.

Auf den Tod eines Kindes.

1.

„Die Kleinen lasset zu mir kommen:"
So sprach der Herr auf Erden schon,
Und du hast seinen Ruf vernommen
Und bist in seinen Arm gefloh'n.

Die Knospe war wohl schön gestaltet,
Und reiche Hoffnung schlief im Keim,
Doch eh' die Blüte sich entfaltet,
Nahm dich der Himmel wieder heim.

Leb' wohl! du sah'st nicht Schmerz und Kummer,
Noch sahst du keine Erdennacht,
Als Kindlein deckte dich der Schlummer,
Und bist als Engel aufgewacht.

2.

Alle Wasser müssen wallen
In des Meeres Schoß hinab,
Alle Blätter müssen fallen,
Und die Erde ist nur Grab.

Früher, später gehst auch du,
Menschenkind, zur stillen Ruh'!

Schlumm're, frühverwelkte Hülle,
Schlumm're sanft in Grabesnacht,
Wie das Kind, das hoffnungsstille,
Seiner Mutter Aug' bewacht!
Mehr als Mutterblick ist hier,
Gottesfriede säuselt dir!

Viele gold'ne Morgenröten
Werden dieses Grab umweh'n,
Alle künden wie Propheten
Einen Morgen groß und schön:
Jenen Morgen, dessen Licht
Einst des Grabes Fessel bricht.

Von des Christen Grabe weichen
Alle Schrecken; licht und mild
Strahlt der Liebe Siegeszeichen,
Strahlt darauf des Kreuzes Bild,
Und an seinem Fuße blüh'n
Glaube, Hoffnung immergrün.

Engelssegen.

Aus meinem Eden gleich den Andern
Hat mich das Leben streng geführt;
Ein Engel sah mich weinend wandern,
Da hat ihn Mitleid mild gerührt.

Und eine Handvoll Samenkerne
Des Blütenflor's, der dort gedeiht,
Hat er dem Wand'rer in die Ferne
Als Wandergabe nachgestreut.

Das Lüftchen trug die werten Gaben,
Und, wo ich müd entschlummert bin,
Da goß es sie dem armen Knaben
Zu Häupten und zu Füßen hin.

Und als ich von dem Schlaf erwachte,
Da sah ich staunend über mich
Die Laube, die mich überdachte,
Sie wölbt aus Edens Blüten sich.

Ich sah die Kronen niederhangen,
Ich sog das süße Duften ein,
Der Tau fiel spielend auf die Wangen,
In's Auge fiel der klare Schein.

War's Traum nur, der aus Edens Runde
Zur öden Erde mich verbannt?
Die Erde das, auf deren Grunde
Ich Edens Blüten wiederfand?

An Mamma.

„O Himmel, sieh mein liebes Kind!
O sieh! von allem ird'schen Glück
Blieb mir dies Eine Gut zurück.
Erhalte mir mein liebes Kind,
In dessen Herz mein Herzblut rinnt,
Aus dessen Auge mild und licht
Mir meine eig'ne Seele spricht;
In dessen innerstem Gemüt
Mein Glaube lebt, mein Lieben glüht.
O sieh! es ist so makellos,
Wie Geister aus des Himmels Schoß!
O sieh! es ist so zart und gut,
Wie eine Blum' in Engelshut!
O sieh! es ist so treu und wahr,
Als wie ein Stern am Himmel klar!
Ach sieh! es ist mein Trost und Stab!
Bedeck ihm doch das dunkle Grab, —
Mich send' an seiner Statt hinab! —
Jedoch Dein Wille sei vollbracht,
Wird's auch dem armen Herzen Nacht!"
So rief ein ängstlich Mutterherz,
Von Schmerz umschlungen, himmelwärts.

Der Vater droben aber spricht:
„Mein Sinn, er ist der eure nicht: —
Für mich erzogst du ja dein Kind,
Nur nahm ich's in die Hand geschwind;
Eh' es ein ird'scher Hauch verletzt,
Sei's in ein bess'res Land versetzt.
Was ich erwählt, ist nicht geraubt,
Und selig, wer das hofft und glaubt."
Da schwebt ein Lächeln süß und licht
Noch um der Jungfrau Angesicht;
Und mit dem Lächeln licht und süß
Entflieht ihr Geist in's Paradies.

Die Mutter bleibt allein zurück
Und lächelt durch den Thränenblick;
Sie spricht in ihres Leidens Nacht:
„O Herr! Dein Wille sei vollbracht!“
Viel Jahre sind indessen schon
Mit manchem Wechsel hingefloh'n;
Gemildert ist der herbe Schmerz,
Der Friede kam in's Mutterherz;
Gott ließ sie nicht so ganz allein,
Ein Engel sollt' ihr Tröster sein,
Der Engel Kunst, der sich erschwingt,
Bis wo der Himmelschor erklingt,
Der dann zur Erde niedersteigt
Und ew'ger Schönheit Wunder zeigt.
Ein and'rer Engel unsichtbar
Umschwebt sie schon seit manchem Jahr,
Ihr Kind, das sie vorausgesandt;
Es reicht vom ew'gen Vaterland
Ja noch ein süßes Liebesband
An dieser Erde dunklen Rand.
Sie fühlt es, wie das Herz ihr bebt,
Wenn dieser Geist vorüberschwebt;
Tiefinn'ge Freude, die sie spürt,
Wenn sie der Geisterkuß berührt.
Und o der Wonne! wenn einmal
Der Hülle Schleier sich zerteilt,
Und in der Gottesklarheit Strahl
Die Seele zu der Seele eilt!

Doch daß sie auf die Mutterpflichten
Nicht ganz auf Erden mag verzichten,
Gab Gott ihr einen Freund zur Seite,
Daß ihn ihr treues Herz geleite,
Daß sie mit Lieb' ihn tröst' und pflege
Auf manchem kummervollen Wege.
Gott gab auch ihm ein treues Herz,
Mit ihr zu teilen Freud und Schmerz;
Er gab ihm ein bereit Gemüt,
Daß ihn das Edle lockt und zieht.
Nun segne, Vater, Du von oben
Das schöne Band, das Du gewoben!

Vorfrühling.

Eisig starren jene Massen
Kalt hinauf zum Himmelszelt,
Bis auf die erfror'nen, blassen
Erster Gruß der Sonne fällt.

Flackernd wie auf Todeswangen
Bebt ein leises, leises Rot,
Und die Seele fragt mit Bangen:
Siegt das Leben, siegt der Tod?

Doch dem Strahle will's gelingen,
Schau, es fällt des Winters Wall,
Schnee und Eis als Quellen springen,
Und zu Thale stürzt der Schwall.
Bande fallen mit den Wogen,
Leben taucht befreit hervor,
Und dem Strahle nachgezogen
Kommt des Lenzes ganzer Chor.

Sei gegrüßt, du Strahl des Lebens!
Doch ein Strahl, wie du so licht,
Fiel in meine Brust vergebens,
Weckte Lenz und Leben nicht!
Keine Knospe ausgeschlagen,
Blume nicht und blühend Reis,
Und nun muß ich weinend fragen:
War mein Herz denn mehr als Eis?

Auf ein Grab.

Wann wird die Erntestunde schlagen?
Wann tönt der Sense rauher Klang?
Ist's in des Lebens Blütetagen?
Ist's bei der Sonne Niedergang?

Laß dir die Gräber Antwort geben!
Da faßt des Todes düst'rer Bann
Ein Kindes-, dort ein Greisenleben;
Hier ruht ein jugendstarker Mann.

Vielleicht indes an seinem Hügel
Heut' frisch dein Fuß vorübergeht,
Rauscht über dir des Todes Flügel, —
Und morgen bist du auch gemäht.

Die Marienkapelle.

Ein Lichtlein dämmert still durch die Kapelle,
Wie zweifelnd flattert's an dem grauen Steine;
Das Altarbild, halb dunkel und halb helle,
Mit Heil'genmienen: — drum die gold'nen Scheine.

Ich blicke hin und blicke immer wieder:
Du bist's, o Mutter mit dem Gotteskinde,
Wie lächelst Du so selig auf mich nieder!
Wie magst Du lächeln in der Welt voll Sünde?

Unsere Zeit.

Der Schleier hat sich mehr und mehr gelüftet,
Der auf dem Antlitz uns'rer Tage lag:
Wie ist die Zeit von argem Weh zerklüftet,
Und neuen Schmerz bringt jeder neue Tag!
Sirenenlockend tönt's zwar: Friede, Friede!
Doch horch, ist das des Friedens Sang und Klang?
Ein wilder Sturmwind jagt die Geister müde,
Und zähle sie, die schon die Nacht verschlang!
Schau jene Scharen, gierig wie Hyänen,
Sie schrei'n um Brot für den verwelkten Leib;
Und dort und da hörst du die Waffen dröhnen, —
Nicht Frieden kündet solcher Zeitvertreib!

Als sei der Strom versunken und verloren,
Der frisch die Welt in Völkern grünen macht,
So sieht man sie im Sande Brunnen bohren,
Und eingeschüttet sind sie über Nacht.
Ach, alles Sinnen, Klügeln, Wägen, Denken,
Es macht die Welt nicht heiter und gesund,
Den Frieden kann's in keine Seele senken,
Und keinen Halm entlockt's dem Erdengrund.
Ein Andres ist's, was notthut, daß im Leben
Des Zwiespalts arger Mißklang sich versöhnt.
Wann seh' ich Tauben mit dem Ölzweig schweben,
Und wann die Welt vom Himmelslicht verschönt? —

Religion und Kunst.

Vorgesang.

Erhabner, den wir fühlen, den wir kennen,
  Obgleich kein sterblich Auge dich geschaut;
Deß' Lichtgedanken hoch am Himmel brennen,
  Wo du das Haus der Glorie dir gebaut,
Den preisend Millionen Stimmen nennen,
  Ein einzig ungeheurer Jubellaut:
Von deinen Engeln, die die Welt umschweben,
Laß mich den Engel Kunst im Lied erheben.

In Maß und Wohlklang schwingen deine Sphären;
Ein Hymnus braust die Erde durch das All,
Dein Lob ertönt zum Lande von den Meeren
Und rings die Lande jauchzen Wiederhall;
Die Höh'n, die sich in Opferglut verklären,
Die Tiefen, regsam in Gestalt und Schall:
Sie alle sind bewegt von heil'gem Sehnen,
Zu deinem Ruhm zu schimmern und zu tönen.

Doch wie sich in dem ungeheuren Spiele
Gestalt und Ton und Farbe bunt verschlingt,
Dein Auge ruht nicht heiter im Gewühle
Des wilden Chors, der um dein Haupt sich schwingt,
„Wohl," sprichst du, „seid ihr herrlich, seid ihr viele,
Doch fehlet noch, was euch das Höchste bringt;
Es fehlt das Haupt, in Einheit euch zu binden,
Der Geist, mit Geistesglut euch zu entzünden."

Dein Auge sucht voll Gnade das Gefilde
Der jungen Erd' im weiten Schöpfungsrund,
Den höchsten Ratschluß deiner Kraft und Milde:
„Laßt uns den Menschen machen!" giebst du kund,
Den Leib formt deine Hand zum Meisterbilde,
Die Seele ist ein Hauch aus deinem Mund.
Natur und Geist erjauchzt in eins verbunden,
Der Werke höchstes ist in ihm gefunden.

Der Mensch, dein Bild, soll deine Schöpfung zieren,
Ihr Erstgeborner, dem sie froh sich neigt,
Das Saitenspiel im Chore soll er rühren,
Aus dem dein reinstes Lob zum Himmel steigt,
Der niedern Wesen Reigen soll er führen
Zum Dienst, der deinem Namen wird erzeigt.
Daß er den heil'gen Dienst auch schön bereite,
Gabst du ihm einen hohen Geist zur Seite.

Du riefst den Geist der Kunst; gabst ihm das Siegel
Der Macht ob allem, was da lebt und webt,
Du gabst ihm des Gedankens Sonnenflügel,
Drauf er gebietend deine Welt durchschwebt,
Den Seherblick, des Bildens heitern Spiegel,
Gefühl, deß' Saite jedem Hauche bebt,
Du zeigtest ihm das Bild des Ewigschönen
Und sprachst: so schaffe mit dem eignen Können!

Er schauert auf, und sieh! in Sturm und Klange
  Rauscht ihm die Welt entgegen, welch Gebraus!
Er hebt den Blick und senkt ihn staunend bange,
  Er ist so klein im ungeheuren Haus!
Doch nun durchflammt's ihn, wie mit Götterdrange,
  Das Wort des Herrschens ruft er kühn hinaus,
Und sieh, die Kräft' und Elemente kommen,
Das Wort des Königs haben sie vernommen.

Es sammeln sich die Formen, Maß' und Zahlen
  Im Flug um ihn und sprechen: wir sind dein.
Es wogt das Licht in Regenbogenstrahlen,
  Die kosend schmeicheln: Lieber, fang' uns ein.
Die Klänge nah'n, in diamantnen Schalen
  Kredenzend ihrer Inbrunst Götterwein,
Den Leib des Wortes suchen die Gedanken
Und blüh'n um ihn in tausend üpp'gen Ranken.

Da greift er lächelnd aus und formt Gebilde
  Und haucht in sie die eigne Seele ganz:
Den Farbenstrahl faßt er mit gold'nem Schilde,
  Er lacht ihm zu in seelenvollem Glanz;
Die Töne bannt er in die Saiten milde,
  Das blüh'nde Wort flicht er zum Liedeskranz.
Das, spricht die Sage, war der Künste Werden
Und Freude war im Himmel und auf Erden.

Dann sprach der Herr: „Vor meinen Geistern allen
  Ward dir im Reich der Schönheit Macht und Rang.
Doch erst durchwandle meines Himmels Hallen,
  Miß ihren Bau, folg' ihrer Sonnen Gang,
Die prächtig in den Feuergluten wallen
  Und ihre Kreise ziehen mit Gesang.
Erst heimisch mußt du sein in diesen Sphären,
Eh' du kannst Großes schaffen oder lehren.

„Dann steige nieder zu des Menschen Söhnen,
  Für die ich zum Geleite dich bestellt.
Geh hin in Demut, walte treu des Schönen
  Zu meinen Ehren und zur Lust der Welt,
Da unten nähr' ein ahnend Himmelssehnen,
  Erschaffe, was erhebt und wohlgefällt.
Gesegnet zieh' durch alle Zeiten nieder,
Und wenn dein Werk vollbracht ist, kehre wieder."

Und nun zieh aus, du Geist voll hoher Gnaden,
Dem Gott der Schönheit Priesteramt verlieh;
Geh allen Wesen nach auf ihren Pfaden
Und rufe sie zu heil'ger Harmonie,
Zieh fort, den Chor der Völker einzuladen,
Um den Altar des Herrn versammle sie.
Ein jedes Herz lauscht deinem Offenbaren,
Dir schließt sich nur die Seele des Barbaren!

Denn herrlich ist die Kraft, die dir beschieden,
Du siegst ob jedem mächtigen Gefühl,
Der Liebe Glück, der Seele holden Frieden,
Und Kampf und Zorn verklärt dein göttlich Spiel;
Den Labetrunk reichst du dem Wegemüden,
Mit Ewigkeit krönst du des Helden Ziel;
Mag Glück, mag Weh die Menschenbrust durchklingen,
Ins Reich des Lichts entschwebt's auf deinen Schwingen.

Doch schöner nimmer blüt dein hohes Leben,
Als wenn es still den Dienst des Herren schmückt.
Der Menschengeist will sehnend sich erheben
Zu seinem Gott, halb zagend, halb beglückt,
Das Wort verstummt und die Gedanken beben,
Er steht — ein Kind, das aufschaut und erschrickt;
Du breitest deine Flügel aus, die hellen,
Da wird's ihm licht und neue Sprachen quellen.

Denn alle Wesen greift er nun zusammen,
Und ihre Zungen alle werden sein;
Geboren aus der Gottbegeist'rung Flammen
Erheben sich Gestalten, groß und rein,
Zum Vaterherzen strebend, d'raus sie stammen
Mit Kinderlust, mit seligem Erfreu'n;
Sie sonnen sich in heitrer Himmelsstille
Und blüh'n in herrlich überird'scher Fülle.

So sollst du zwischen Erd' und Himmel schreiten
Ein Sohn des Himmels und der Erde Gast,
Dem Ewigschönen sollst du hier bereiten
Im Wandel der Erscheinung eine Rast,
Des Lebens Urgeheimnis sollst du deuten,
Da Stoff und Geist in Liebe sich umfaßt,
Und Erd' und Himmel priesterlich vermählen,
Daß Gottes Geist mag die Natur beseelen.

Ich schaue deinen Kampf und deine Ehren,
Die ganze Welt durchleuchtet deine Bahn.
Einst — spricht das Wort — wird sich das All verklären
Und Gottes Reich wird herrlich aufgethan,
Dann wirst auch du mit deinen Thaten kehren,
Dann hebt im Glanz dein ewig Feiern an.
Indes durchschreite froh den Strom der Zeiten,
Das arme Lied folgt schüchtern und von weitem.

Erster Gesang.

Der Frühling blüt: im Grund und in den Lüften
Giebt jauchzend sich das neue Leben kund;
Mit Opfer dampft es auf von allen Triften,
Gleich Chören schallt es aus dem Waldesgrund,
Um mich ein Meer von Farben, Klang und Düften,
Den Kelch des Lebens fühl' ich süß am Mund,
Und wie ich trinke, faßt mich holdes Sehnen,
Herbei, du Kahn bewegt von Liederschwänen!

Ich steure fort, schon fühl' ich mich gehoben
Vom trägen Staub, d'ran ich gebunden war;
Tief unten sind die Wolken weggestoben
Und sanft umrieselt mich das Ätherklar,
Erstaunend heb' ich meinen Blick nach oben,
Wie wird es hell, wie wölbt sich's wunderbar!
Hier sprengt das Herz die Fesseln ird'scher Enge,
Hier ist das Haus unsterblicher Gesänge.

Doch weiter, weiter gilt's die Fahrt zu leiten
Und willig folgt das Fahrzeug solchem Zug;
Wie hastig unten die Gebirge gleiten,
Die Länder eilen im Vorüberflug.
Schon dehnt das Meer in ungemeßnen Weiten
Vor mir sich aus, dem kühnsten Blick genug.
Nun wieder Land! dort lacht's in Morgenhelle,
Da henm' ich meine Fahrt, ich bin zur Stelle.

Denn Hellas Land liegt vor mir ausgegossen,
Hier ragt des Pindus Haupt im Lorbeergrün,
Dort des Olympos Scheitel lichtumflossen,
Rings breiten sich die frischen Auen hin,
Durch die der Bergstrom brausend kömmt geschossen,
Des Meeres blaue Buchten locken ihn; —
O Lebenshauch auf Höh'n und in den Gründen,
O süßer Blick, o seliges Empfinden!

Hier berg' ich mich in dichte Lorbeerbüsche,
Die um der Nais klare Fluten steh'n;
Rings Licht und Nacht, ein träumerisch Gemische;
Aus Höhn' und Tiefen flüstert ein Getön,
Bald heiter, wie das Lied in Morgenfrische,
Bald dumpf wie Seufzer, die die Nacht durchweh'n,
Wohl Geisterstimm' ist das aus grauen Zeiten,
Sie regt sich in ein freundlich Ohr zu gleiten.

So rede denn von längstverwehten Sagen,
Der Dichter löset dir des Schweigens Band,
Erzähle von der Menschheit Frühlingstagen,
Berichte von der Künste Morgenland,
Sag', wo ihr Geist sich Wohnung aufgeschlagen,
Und wie er vom entweihten Boden schwand.
Du hörst mich, du umschauerst mich, erzähle!
Ich sing' es nach mit tiefbewegter Seele.

Vom Geist der Künste haben wir vernommen,
Wie Gott ihn rief und wie er ihn geweiht;
Den Ruf der Gottheit hört er süß beklommen
Von banger Furcht und stolzer Freudigkeit,
Vom schönen Urbild trägt er hell entglommen
Ein Bild im Busen fort durch Raum und Zeit,
Ihm huldigt er mit demutsvoller Minne
Und zieht hinaus, daß er den Lauf beginne.

Froh badet er sich erst im Licht der Sonnen,
Durchmißt entzückt den hehren Weltenbau,
Mit Brudergeistern teilt er seine Wonnen,
Die Sterne weiden auf azurner Au.
Wie viele Zeiten ihm daselbst verronnen,
Wir wissen's nicht, man mißt dort nicht genau;
Doch denkt er endlich an die Menschenbrüder
Und lenket seinen Flug zur Erde nieder.

Er findet dort nicht mehr den holden Garten,
Zu dem einst sprach der Meister: alles gut!
Wo Lieb' und Fried' ein selig Reich bewahrten,
Liegt manches schon versengt von böser Glut,
Durch alles Leben kränkelt ein Entarten,
Als nistet' an den Wurzeln Schlangenbrut.
Doch ist noch viel des Herrlichen zu finden,
Das mag vereint das Unheil überwinden.

So auch die Menschen; ach schon liegt im Rücken
Die Zeit, die ihnen einst die goldne hieß;
Schon ringen sie mit Wehen, die sie drücken,
Schon schloß sich ihrer Unschuld Paradies,
In ihrem Herzen lauern manche Tücken,
Das einst der Gottheit reinen Stempel wies.
Wohl wahr, nun gleichen sie nicht mehr den Engeln,
Doch sind sie schön bei allen ihren Mängeln.

Voll Liebe will der Geist sich an sie schließen,
Die Liebe treibt ihn über Land und Meer.
Wo er erscheint, weckt er ein staunend Grüßen,
Verwundert steh'n die Scharen um ihn her,
Gern weilt er, wo sie ihn willkommen hießen,
Ein Bote Gottes, ein Besänftiger;
Und mit ihm kommt das Hohe, kommt das Schöne,
Ein neu Gefühl lehrt er die Menschensöhne.

Bei frommen Hirten baut er seine Hütte
Und lehret sie den Reigen und das Lied,
Den ersten Stein pflanzt er in ihre Mitte,
Von der der Gottheit Lohe reiner glüt;
Dann landet er bei Helden rauher Sitte,
Doch edlen Sinn im kräftigen Gemüt,
Und bei des Heldenliedes mächt'gen Tönen
Zerschmilzt der wilde Mut zu weichen Thränen.

Doch weiter zieht er, weiter im Gewimmel —
Und steht erstaunt, o Gott, was sieht er an!
Von Trunknen drängt um ihn ein wüst Getümmel,
Im Herzen Brunst und um das Haupt den Wahn,
Nicht Einer hebt das Auge fromm zum Himmel,
Der Macht der Tiefe graunvoll unterthan;
Es kreist der Wollust gift'ger Taumelbecher,
Dem Gott der Nacht nur opfern diese Zecher.

Entreißen will er sie den finstern Bahnen
Und zeigt das Bild, das er im Busen trägt;
Dem Saitenspiel entlockt er heil'ges Ahnen
Der hohen Macht, die alles liebt und hegt,
Sein Lied erbraust, ein ernstes Aufwärtsmahnen,
Das jedes Herz zum frommen Wunsch bewegt.
Sie stürzen überwältigt ihm zu Füßen:
„Erschaff' uns Götter, daß wir sie begrüßen!"

„Nicht Götter schafft die Kunst," spricht er im Weichen,
„Die Gottheit wird von keinem Bild umkreist,
Doch ist der Mensch geschaffen Gott zu gleichen
Und ahn' ihn in dem eignen Bild und Geist;
Das Menschenbild errichť ich euch als Zeichen,
Als dämmernd Gleichnis, das den Weg euch weist;
Die Leiter sei's dem Herzen, den Gedanken
Zum Ewigen zu klimmen und zu ranken."

Er wagt's, der ew'gen Schönheit Spur zu weisen
Am herrlichen, vollkomm'nen Menschenbild,
Er sieht mit Wonne, wie des Meißels Eisen
Es schön und schöner vom Gestein enthüllt;
Nicht irdisch ist dies Leben, das mit leisen
Verborgnen Pulsen in den Formen quillt,
Und wie es steht, von heiterm Licht umwoben,
Beruhigt es das Herz und weist nach oben.

Nun wo man sieht den höchsten Hügel ragen,
Errichtet er das lichte Tempelhaus,
Von Marmorsäulen ist es leicht getragen
Und leuchtet friedlich in das Land hinaus.
Hier soll der Menschheit neuer Morgen tagen
Und untergeh'n der alte nächt'ge Graus;
Der ew'gen Schönheit Dienst wird hier bereitet,
O würd' er blüh'n und nimmer ausgereutet!

Vom Tempel aus beginnt ein Born zu fließen,
Und um den Hügel steigt ein Wunderhain,
Lorbeer und Eiche sieht man traulich sprießen,
Buntblüh'nde Ranken hängen sich darein.
Durch alle Wipfel flüstert leises Grüßen,
Um Blatt und Blumen wogt ein süßer Schein,
Als ob der Hauch der Himmlischen hier wehe,
Und die Natur erschauert' ob der Nähe.

Und droben steh'n die heiligen Altäre,
Der Duft des reinen Opfers steigt empor;
D'rum schlingen sich gemeß'ne Feierchöre,
Des Jünglings Kraft, der Jungfrau'n reiner Flor,
Tiefsinniger Gesang voll weiser Lehre
Ergreift des Hörers Herz und füllt sein Ohr,
Jedoch der Schönheit Hochbild strahlt ob allen,
Dem jede Seele muß entgegenwallen.

Und rings die Geister faßt ein heilig Sehnen,
Ein Morgen tagt in jedes Herz hinein,
Von ihren Bergen steigen die Camönen,
Die Grazien entwallen ihrem Hain,
Es drängt sich Schar um Schar von Heldensöhnen
Dem Dienst der ew'gen Schöne sich zu weih'n,
Und rings, so weit die Völkerketten reichen,
Beginnt ein Pilgern zu Dodona's Eichen.

Und alle, wie sie kommen, wie sie wallen,
Empfinden in der Brust ein neu Gebot,
Der Sitte Strahl ist in ihr Herz gefallen.
Maß lernt der Trieb, unbänd'ger Sinn ist tot,
Nicht hört man's mehr vom wilden Rausche schallen,
Nicht trieft die Keule mehr vom Morde rot!
Sie lernen lächeln und sie lernen weinen,
Es lernen Menschen menschlich sich vereinen.

Da wird der Schönheit Strahl, den sie empfangen,
In jedem Busen eine holde Macht,
Des Bildens Trieb ist ihnen aufgegangen,
Dem Drang vergleichbar, der im Lenz erwacht,
Wenn sich die Knospe dehnt mit süßem Bangen
An's Licht zu treiben, was sie still bewacht,
Ein Echo von dem urgewalt'gen Triebe,
Dem alles sich entwand, der Schöpferliebe.

Und es beginnt ein Bilden und ein Streben,
Der Menschengeist hat froh sich aufgerafft,
Nicht der Natur mehr träumend hingegeben,
Wird er ihr Meister mit der eignen Kraft,
Und sie empfängt ein neues, hohes Leben
Im Menschenbilde, das der Mensch erschafft;
„Das Höchst' ist Schönheit," riefen die Hellenen,
„Das Menschenbild das Höchste von dem Schönen!"

Und schöpferisch, so weit die Blicke suchten,
Bevölkert Phantasie den öden Raum,
Es leben des Gebirges grüne Schluchten,
Es lebt der Quell, der Fels, der schatt'ge Baum,
Es regen sich des Meeres blaue Buchten,
Der Himmelsbogen und der Wolkensaum,
Und vom Olymp bis in den Hades nieder
Begrüßt der Mensch sein eigen Bildnis wieder.

Da kommt von Künstlern eine heitre Menge,
Sie bilden schön, was Phantasie erdacht;
Es tönen tausend liebliche Gesänge
Dem Dienst der holden Gegenwart gebracht.
Doch ach! verloren in des Schauens Enge
Umspinnt den ird'schen Sinn die alte Nacht,
Da ist der Blick nach oben bald umschattet,
Der ew'gen Schönheit frommer Dienst ermattet.

Denn von des eignen Anschau'ns Stolz gefangen
Verliert der Mensch die Spur von Gottes Bild,
Die Sinne reizt ein mächtiges Verlangen,
Zur Erdenschönheit zieht's unbändig wild;
Was ist die Schönheit, die wir nicht erlangen?
So ruft der Trotz, von dem der Busen schwillt.
„Der Mensch ist Gott!" klingt's aus dem ersten Munde,
Und schaudernd klingt der Abfall in der Runde.

Und Einer ist es vom Titanenstamme,
Prometheus, der nach höherm Frevel schnaubt,
Nicht ruht er, bis der Gottesglorie Flamme
Mit kecker Hand vom Himmel er geraubt;
Die Strahlenkrone drauf, die wundersame
Setzt er dem Menschenbilde kühn auf's Haupt.
„Das Bild ist Gott!" hört man's nun lauter schallen,
Sie sind von Gott zum Götzen abgefallen.

Da braust das Leben hin auf andern Bahnen
Des reinern Dienstes Frühling ist verblüt;
Die Kunst verliert das hohe Himmelsahnen,
Denn irdisch ist die Flamme, der sie glüt;
„Genuß und Leben"! steht auf ihren Fahnen.
Doch ohne Frieden schmachtet das Gemüt; —
Laut ist ihr Fest, gefüllt die goldne Schale,
Doch Wein des Todes kreiset bei dem Mahle.

Indem sie sich in Lust der Erde baden,
Umwölkt den Sinn unheimlich wilder Mut,
Es stürmt ein Haufe trunkener Mänaden
Zum Hügel, drauf der erste Tempel ruht,
Nichts soll die Blicke mehr zum Himmel laden
Verlöschen jede Glut vor Sinnenglut.
„Herab das Bild von jenem Himmelsglauben,
Dein sei der Ort, du schöner Gott der Trauben!"

Wohl sieht der Genius den wilden Reigen,
„Unsinnige," ruft er sie zürnend an:
„Mußt' ich euch drum des Menschen Schöne zeigen,
Daß dran entbrenne euer schlimmster Wahn?
Ihr solltet dran zum Ewigschönen steigen,
Zum Göttlichen, dem keine Sinne nah'n;
Nun wolltet ihr das Gottesbild vernichten,
Den Götzen eurer Sinne aufzurichten?"

Sie hören nicht; vor ihren wilden Zügen
Zerreißt der heil'gen Chöre schönes Band;
Zerstreut sieht man die Weihegaben liegen,
Die Loh' erstickt, Altäre umgewandt;
Schon sind sie bis zum Bild hinangestiegen,
Schon greift nach ihm die frevelhafte Hand.
Doch jetzt entzieht vom Himmel eine Wolke
Das hehre Bild dem sinnbetäubten Volke.

Sie ziehen weiter in verworrnem Eilen,
Der Schreck der Gottheit scheucht sie von dem Ort;
Doch schon genug war ihr barbarisch Weilen,
Verödet ist der Schönheit heil'ger Hort;
Gebrochen sind des Tempels schlanke Säulen,
Der Plan zerstampft, der Wunderhain verdorrt,
Und bald, so wird kein Aug' den Pfad mehr finden,
Und bald, so wird Erinn'rung selbst verschwinden.

Ein andrer Dienst beginnt nun aufzuleben,
Dem Reiz der Erde sinnlich zugewandt,
Viel Namen sind's, womit sie den umgeben
Und vtel Gestalten sind sein Prachtgewand,
Zahllose Tempel, die sich rings erheben,
Verbreiten ihren Glanz ins schöne Land.
Doch Endlichkeit umwittert diese Hallen, —
Was endlich ist, das muß in Staub zerfallen.

Kaum dort und da noch Einer von den Vielen
Sehnt das verschwund'ne Himmelsbild zurück,
Der mag einmal sein holdes Lächeln fühlen,
Dem mag sich's zeigen einen Augenblick;
Jedoch ein Fremdling ist er den Gespielen
Mit seiner Wehmut und mit seinem Glück!
Und kaum noch, kaum in einer fernen Grotte
Bleibt ein Altar: „dem unbekannten Gotte."

Ein Schrecknis zielt dafür auf jeden Busen
  Und jagt sich Todesopfer ohne Zahl,
Das bannen keine Grazien, keine Musen,
  Sein Schrecken reicht bis in den Götterſaal;
Mit dumpfen Schauern nennen sie's: Meduſen,
  Ein Schlangenhaupt, ein Antlitz tot und fahl;
Nicht eine Seele mag's lebendig ſchauen,
Und was ſein Blick erreicht, verſteint vor Grauen.

Der Genius aber ſitzt in öden Hallen,
  Das Haupt geſenkt, verhüllt das Angeſicht,
Nicht läßt er mehr ſein Herrſcherwort erſchallen,
  Der Chor der Künſte ſchläft, er weckt ihn nicht,
Es jammert ihn des Volkes, das gefallen,
  Des böſen Truges, der ſein Haupt umflicht;
Nur noch ein Blick ins Land zu ſeinen Füßen,
Ein traurig Lächeln und ein Scheidegrüßen.

„Du armes Volk, wie wird dein Wahn ſich rächen!
  Du ſollteſt hüten edle Menſchlichkeit,
Doch weggewendet von des Lebens Bächen
  Haſt du dich ſelbſt dem Acheron geweiht.
Drum werden deine tauſend Tempel brechen,
  Dein Stern erliſcht, dein Schaffen wird zerſtreut;
Ich aber kehre meinen Schritt zu Andern,
Bis mir ein Gott die Raſt zeigt, will ich wandern."

Er zieht hinweg und zieht durch manche Wüſten,
  Manch Palmeneiland beut ihm holden Gruß;
Hier winken heit're Höh'n und blaue Küſten,
  Dort blüht die Flur und wallt der klare Fluß;
Doch nirgend will's zu ruhen ihn gelüſten,
  Der Sehnſucht Macht beflügelt ſeinen Fuß.
Er ahnt, ein Hohes wird ſich ihm entdecken,
Doch weiß er nicht, ſind's Wonnen oder Schrecken.

Da iſt er in ein ſeltſam Land gedrungen,
  Hier geht des Lebens warmer Odem aus;
Wohin er blickt, ſieht er ſich wild umrungen
  Von Urfelslabyrinthen, öd und kraus,
Als hätte hier kein Schöpfungswort geklungen
  Und nur ein träumend Chaos hielte Haus,
Als wäre Sein und Nichtſein hier im Hadern, —
Wohl fröſtelt ihm ein Schauer durch die Adern.

Die Felsen sieht er traurig überhangen,
  Als bückten sich die Riesen müd' und alt;
So kahl und leblos starren ihre Wangen,
  Der Bach nur gräbt, gleich Thränen, einen Spalt;
Die Laute, die aus Höh' und Tiefe klangen,
  Sind Klagen voll unendlicher Gewalt.
Giebt es ein Weh, das nie sich aus kann weinen,
Trag' es hieher und wein' auf diesen Steinen!

Horch! da vernimmt er langgedehnt ein Stöhnen,
  Das wie ein Blitz in andre Klagen fuhr,
Es gleichet nicht den traumverworrnen Tönen,
  Darin im Schmerz erseufzet die Natur,
Es weht darin ein Reuen und ein Sehnen,
  So strömt es aus dem schuld'gen Busen nur!
Und alle Klagen fluten drob zusammen,
Als schmölze das Gestein in heißen Flammen.

Da schaut er die Gestalt am Felsensitze,
  Aus deren Brust der tiefe Jammer brach;
Dies Haupt trug manche Zeit des Himmels Blitze
  Und dieser Leib des Sturmes Ungemach.
Die hohe Stirn ruht auf des Armes Stütze,
  Als sänn' sie einem Ungeheuren nach,
Nur wenn der Schmerz den Busen droht zu sprengen,
Entreißt er sich den Fesseln, die ihn zwängen.

„Wer bist du, düstrer Wohner dieser Oede?"
  So nimmt der Wandrer schmerzbewegt das Wort.
„Welch ein Verhängnis kettet, — gib mir Rede,
  Dich schauervoll an diesen Schreckensort?
Schwur dir allein die Gottheit ew'ge Fehde,
  Schloß dir allein die Hoffnung ihren Port?
Wohl könnte dieser Jammer ohne Gleichen,
Was fühlt, versteinen und den Stein erweichen!"

„Ich bin Prometheus, einstens hoch im Ruhme,
  Kannt' ich des Übermutes keinen Halt;
Zum Himmel stürmt' ich und im Heiligtume
  Der Gottheit übt' ich frevelnde Gewalt,
Ich brach der Gottesehre Strahlenblume
  Und weihte sie der sterblichen Gestalt;
Der Gottheit trotzt' ich und erhob den Götzen,
Drum büß' ich hier, umrungen von Entsetzen.

„Den Strom, den ich entband, ich seh' ihn fluten,
Er wächst von Weh und Sünde tausendfach,
Zahllose Herzen morden seine Gluten,
Horch! diese Klagen sind ihr sterbend Ach;
D'rob muß das Herz mir tausendmal verbluten,
Und all ihr Sterben fühl' ich schaudernd nach.
Das fesselt mich am Kaukasus voll Grauen,
Nicht, wie sie sagen, Band und Geierklauen.

„Doch bin ich nicht auf immer ausgestoßen
Vom Schoß' der Hoffnung nach der Gottheit Rat;
Der Zukunft Reich ist dämmernd mir erschlossen,
Ich schaue der Geschlechter stille Saat,
Und Einen seh' ich in der Mitte sprossen,
Der Rettung bringend allen Wesen naht,
So hehr ist nie ein Gottesbild erschienen,
Erlösung strahlt auch mir aus seinen Mienen.

„Nicht weiß ich seine Hoheit mir zu deuten,
Ich finde keinen Namen, der ihn nennt;
Kein Maß ist mir gegeben für die Weiten
Des dunkeln Raumes, der von ihm mich trennt,
Doch kühlt ein Gruß der Hoffnung mir zu Zeiten
Das Sehnen, das nach ihm mein Herz verbrennt;
Horch! ein Geheimnis will ich mit dir teilen,
Es nützt dir wohl, denn hier ist nicht dein Weilen.

„Nicht mußt du hier nach froher Hoffnung fragen
Im Land des Todes, im Gebiet der Nacht,
Wo alles muß des Fluches Zeichen tragen,
Den Gottverleugnung in die Welt gebracht;
Doch will ich dir von einem Lande sagen,
Das jungfräulich manch' teuren Schatz bewacht:
Dort leben noch die uralt tiefen Kunden,
Die draußen längst erblichen und verschwunden.

„Wo einsam nur des Pontus Wellen schlagen,
Fern gegen Aufgang, allen unbekannt,
Wohin sich nie des Schiffers Kiele wagen,
Hebt meerumschirmet sich ein Inselland,
Nur aus der Vorzeit nebelgrauen Tagen
Nennt man ein Schiff, das schwamm auf seinen Strand,
Die heil'ge Argo, die die Stürme flohen,
Vom Glück gelenkt und herrlichen Heroen.

„Jason war's, dem keine Helden gleichen,
Das Zweigestirn, der Dioskuren Paar;
Orpheus, deß' Saiten das Gestein erweichen,
Und Herakles, der Herrlichste der Schar;
Mit Manchem folgt' auch ich der Helden Zeichen
Ein Knabe fast, im weichen Lockenhaar.
Wir brachten Gold und Sagen viel zurücke
Vom sel'gen Land und seinem gold'nen Glücke.

„Inmitten dort des Landes blüt ein Garten,
Sie nannten Eden ihn in früh'ster Zeit,
Urpflanzen stehen dort seltsamer Arten
Vor jedem Winter sicher und gefeit,
Drum winden Wunderblumen mit den zarten
Glühfarben Kelchen wonniglich Geschmeid;
Sie steh'n so still, vom reinen Licht umronnen
Und trinken Leben aus geweihten Bronnen.

„Jedoch, wie schön sie sind, sie alle schließen
Sich dienend nur um einen heil'gen Raum,
Dort in der Mitte, wo die Bronnen fließen,
Erhebt sich ein geheimnisvoller Baum; —
Jetzt ist's ein Baum, ich sah ein Bäumlein sprießen,
Doch Jahre flohen hin, zu zählen kaum, —
Die Rettung kommt, wenn der einst Frucht getrieben,
So steht's im Buche des Geschick's geschrieben.

„Der Baum ist sonst verdeckt vor allen Blicken,
Doch eine hohe Jungfrau ist gesandt,
Zu lesen in den künftigen Geschicken
Und sein zu pflegen mit der reinen Hand,
Unsterblich sind die Gaben, die sie schmücken,
Sibylle wird die Herrliche genannt.
Wenn sich ein Ring schließt in des Schicksals Kette,
So kommt ein Gruß von ihr an diese Stätte.

„Sie schickt aus Eden eine Friedenstaube
Mit einem Sproß, den sie vom Baum gefaßt,
Meerüber fliegt sie mit dem süßen Raube
Und hier im Thal des Jammers hält sie Rast,
Erst war's ein Sprößling nur von zartem Laube,
Ein Zweiglein dann, und dann ein kräft'ger Ast.
Bald, hoff' ich, daß die Zeiten sich erfüllen
Und Blüt' und Früchte brechen aus den Hüllen.

„Dann soll der neue Zeitlauf sich erheben,
  Und jener Hohe schreitet siegend ein.
Doch weit're Antwort kann ich nimmer geben,
  Du findest sie in jenem Wunderhain.
D'rum weile nicht; dir ziemt es fortzustreben,
  Dir bleibt des Harrens bittersüße Pein."
So sprach der Greis, und Höh' und Tiefe klangen,
Als weinten sie vor Sehnsucht und Verlangen.

Der Geisterjüngling hat sich fortgeschwungen,
  Hoch schwebt er hin auf raschem Wolkenkahn.
Den Orient, von dem das Licht entsprungen,
  Des Lichtes Heimat suchet seine Bahn.
Ach! unsre Morgen sind nur Dämmerungen,
  Wie anders leuchtet dort der Morgen an!
Schon schwimmt das Wunderland in ferner Helle
Wie eine Muschel auf der blauen Welle.

Das ist der Pontus, der in weiten Bogen
  Das Land umkreist mit einem Silbersaum,
Unwirtlich heißt er, denn gewalt'ge Wogen
  Wälzt er dahin, gekrönt mit weißem Schaum,
Doch ist es nur ein Kreis, zum Schutz gezogen
  Vor frechem Einbruch in den heil'gen Raum:
Sonst ist er fromm und seine Wellen gleiten
Klangvoll, als tönten sanftbewegte Saiten.

Ja, aus den Tiefen ist's wie Sang zu hören,
  Wie Rauschen, das aus tausend Harfen quoll;
Antwort vom Lande tönt in gleichen Chören,
  Ein Wechselklang, so süß, so zaubervoll,
Der jedes Herz muß fassen und bethören,
  Dem er nur Ein Mal aus der Ferne scholl.
Schon Mancher, der ihn hört' im Traume tönen,
Genas nie mehr von unnennbarem Sehnen.

Der Jüngling setzt an's Land die scheuen Schritte;
  Wie reich, wie schön! hier wird das Schreiten schwer;
Doch baut er nicht am Strande seine Hütte,
  Denn seines Herzens Wünsche suchen mehr.
Fort zieht ihn sein Verlangen nach der Mitte,
  Dort scheinet alles doppelt groß und hehr.
Er dringet vor und steht an einer Pforte,
Wohl ist er nahe dem ersehnten Orte.

Er irret nicht; schon sieht er die Geweihte,
Die ihn bewacht, die wundervolle Maid.
Dies Maß der Glieder trägt wohl keine Zweite
So schön und rein, umhüllt vom zücht'gen Kleid.
Zwei stolze Leuen schreiten ihr zur Seite,
Der Königlichen königlich Geleit.
Doch der Erscheinung Strenge zu erweichen,
Trägt sie des Ölbaums Zweig, der Milde Zeichen.

Ein Lächeln heitert ihr die ernsten Züge,
Sie faßt den Wanderjüngling an der Hand:
„Sieh hier der Schöpfung unentweihte Wiege,
Tritt ein, du bist der Seherin verwandt;
Merk' auf, o Freund, und trink dir ein Genüge,
Das Aug' und Ohr an keiner Stelle fand;
Manch tief' Geheimnis kann ich hier dir deuten,
Das soll dich auf dem weitern Wege leiten."

Er tritt herein und schaut den Wundergarten,
Der Eden hieß in nebelgrauer Zeit.
Urpflanzen stehen hier seltsamer Arten,
Vor jedem Winter sicher und gefeit,
Drum winden Wunderblumen mit den zarten,
Glühfarben Kelchen wonniglich Geschmeid,
Sie stehn so still vom reinen Licht umronnen
Und trinken Leben aus geweihten Bronnen.

Hier sieht man nicht im Hasse sich bekriegen,
Was lebt und webt, nicht Furcht und nicht Gefahr;
Kein Habicht kreist um zarter Sänger Wiegen,
Die Turteltaube tändelt mit dem Aar,
Zum Tieger darf sich die Gazelle schmiegen,
Der Löwe ruht in muntrer Lämmer Schar;
Nicht Gier, nicht Zürnen jagt sie hin und wieder,
Nur Lust und Leben regt die kräft'gen Glieder.

Und unten in dem Spiel der klaren Wellen
Und oben in der Lüfte Sonnenpracht
Und mitten in der Haine trauten Zellen,
Wo Helle sich vermählt und Dämmernacht,
Ein Farbenglühen und ein Töneschwellen,
Das Sinn und Seele lieblich trunken macht.
Jungfrau Natur! hier bist du rein geblieben
Und predigst Gottes Macht und Gottes Lieben!

Und manch Geheimnis, draußen längst verklungen,
Das Gott der Schöpfung einst ins Herz gelegt,
Hier lebt's und tönt's in süßberedten Zungen,
Hier blüht's und strahlt's, vom heil'gen Raum umhegt.
D'rum ist hier auch der einz'ge Baum entsprungen,
Der wunderbar der Welt Geschicke trägt;
Dort in der Pflanzen Mitt' ist er zu schauen,
Ein Königskind im Kreise niedrer Frauen.

Die besten Triebe, spricht die Sage, regen
Sich schöpferisch in dieses Baumes Schaft,
Der Zeder Mark, des Ölbaums weicher Segen,
Des Weizens Milch, der Rebe Feuersaft,
Und was noch sonst der Pflanze Reich mag hegen
Von stiller Tugend und geheimer Kraft;
Sein Ruf schon bannt den Tod in alle Weiten,
„Der Baum des Lebens" hieß er drum vor Zeiten.

Er steht noch nicht in Vollkraft ausgeschlagen,
Dies ist behalten einer fernen Zeit.
Wohl sieht man ihn gleich einer Palme ragen,
Und oben weht die Krone stark und breit,
Doch nur wie in des Lenzes ersten Tagen
Im zarten Grün, noch ohne Blütenkleid;
Viel Ring' und Zeichen trägt die braune Rinde,
Wie Runenschrift, wer ihren Sinn verstünde;

Der Jüngling steht in schweigendem Entzücken,
Viel ahnt er, doch nicht faßt es der Verstand,
Sein Aug' hängt fragend an der Jungfrau Blicken,
Da faßt sie, sinnig lächelnd, seine Hand
Und führt ihn über manche Blumenbrücken
Dort an die Grott' in kühler Felsenwand,
Sie setzt sich, wo die klarsten Wellen fließen,
Und er sinkt in die Blumen ihr zu Füßen.

„Sieh," sprach sie, „hier das Urbild von den Dingen,
Vernimm den ersten, reingestimmten Chor,
In dieser Schöne, dieser Fülle gingen
Sie einstens aus des Schöpfers Hand hervor,
Ihr Freudenhymnus sollte nie verklingen,
Er ist Ergötzen in des Vaters Ohr,
Denn all ihr Schimmer, ihre Lieder alle
Sind nur der ew'gen Liebe Wiederhalle.

„Doch ist nur dunkel der Natur Empfinden
Und ihrer Seele Sinnen Traum der Nacht,
Drum wollt' in ihr der Herr ein Aug' entzünden,
Ihn zu erkennen in der Schöpfung Pracht,
Und eine Zunge wollt' er ihr entbinden,
Zu nennen seinen Namen, seine Macht:
Das ist der Mensch, im weiten Schöpfungsrunde
Zu Gottes Bild geweiht von Gottes Munde.

„Rein ging er einst an dieser heil'gen Stätte,
Der andern Wesen junger Reigen schlang
Sich fest um ihn zu einer holden Kette,
Sie scharten sich zum ersten Opfergang,
Lobpreisend ihren Schöpfer um die Wette
Im liebeseligen Zusammenklang.
Du solltest kommen und den Guten lehren,
Den heil'gen Dienst im Schönen zu verklären.

„So sollt' es sein! doch anders ist's geworden,
Vom ersten Segen blieb nur kleine Spur;
Der einst erjauchzt' in himmlischen Akkorden,
Zerrissen ist der Einklang der Natur;
Des Todes Heer, des Unheils bleiche Horden
Streu'n ihren Samen in der Erde Flur, —
Die Erde hat der Sünde Fluch umfangen
Und all ihr Sein durchbebt ein schmerzlich Bangen.

„Denn ach! der Mensch, vom Throne seiner Ehre
Durch frühe Schuld der Sünde stürzt' er sich,
Davon der Gottheit Bild, das reine, hehre,
Das einst er trug, verdämmert' und erblich.
Du weiltest noch auf einer andern Sphäre,
Als hier die Schuld den Thörichten beschlich.
Nicht wußtest du's und fandest einen Blinden, —
Dumpf sucht er Gott und kann ihn nimmer finden.

„Drum war, o Freund, auch deine Müh' vergebens,
Die Menschenkinder durch dein sanftes Licht
Vom Menschenbild zur Gottheit zu erheben,
Du merktest ihres Herzens Krümme nicht,
Wie sehr sie nur am eignen Bilde kleben,
Das tausendfach Ungöttliches umflicht.
Doch Einer kommt, den alten Fluch zu lösen,
Dann wird es wieder sein, wie es gewesen!"

„Wohl," sprach der Jüngling, „ward mir dunkle Kunde
Am Kaukasus von eines Retters Nah'n,
Prometheus gab sie mir, der dort die Runde
Mit seinem Jammern füllet, der Titan;
Doch mehr verhieß er mir aus deinem Munde
Der frohen Botschaft; — o, so sag' sie an!
Denn süß ist deine Rede, Tau des Maien,
Mit tiefem Sinn das Herz mir zu erfreuen."

Sie sprach: „Siehst du den holden Strahlensegen,
Der fruchtend aus der Sonne niederrinnt,
Er weckt im Schoß der Erd' ein drängend Regen
Von Stoff und Kraft, das dann Gestalt gewinnt,
Die Blume breitet sich dem Licht entgegen,
Der Sonn' und Erde gleichverwandtes Kind.
Ein Gleichnis kann das sein von jenem Hehren,
Deß' Sein und Kommen ich dir soll erklären.

„Denn aus der Gottheit Schoß hervorgegangen,
Vom Lichte Licht, der ew'gen Sonne Schein,
Wird ihn der Jungfrau reiner Leib empfangen
Und hüllt in's holde Menschenbild ihn ein,
Die Himmelsblüte wird auf Erden prangen,
Den Erdgebornen nennt der Himmel sein.
Weil Gott und Mensch in ihm sich ganz umschließen,
So wird man: Gottmensch! dieses Wunder grüßen.

„Ich schau' ihn fern, umstrahlt von reinerm Lichte
Als um die Stirn der jungen Sonne weht,
Ein Lächeln taut vom Himmelsangesichte,
D'rob jedes Herz, das hinsank, aufersteht,
Vor seinem Segnen schweigen die Gerichte
Der ewigen, der furchtbar'n Majestät.
Und die der Mensch verlor, die höchste Zierde, —
Bringt er ihm wieder: seine Götterwürde.

„Auch dir, o Teurer, — trockne diese Thräne!
Tagt erst mit ihm die neue große Zeit,
Stets schaust du ihn, das Urbild aller Schöne,
Das deinem Schaffen mächt'ge Schwingen leiht,
Erneut führt er zu dir die Menschensöhne,
Daß euch fortan kein Irren mehr entzweit;
Und neue Kräfte weckt er in den Geistern,
Die spröden Stoffe siegend zu bemeistern.

„Den Frieden giebt er wieder allen Dingen,
Den ihnen einst des Schöpfers Hand verlieh,
Er bricht die Bande, die sie wirr umschlingen,
Verklärte Weihe gießt er über sie,
Daß sie wie ehedem zusammenklingen
Von Pol zu Pol, in sel'ger Harmonie,
Zwar nur vernehmbar zarterm Geisterohre,
Doch du bist längst vertraut mit solchem Chore!"

„Ein Licht erglänzt ob allen meinen Sinnen,"
Sprach er; „jedoch vollende mir das Lied;
Sag' an, wie wird das hohe Werk beginnen,
Was ist die Weis', in der es sich vollzieht?
Wie viele Wellen müssen noch verrinnen
Im Strom der Zeit, daß alles dies geschieht?
Welch Land ist auserwählt der weiten Erde,
Daß es der hohen Wunder Stätte werde?"

„Mehr fragst du," spricht sie, „als ich weiß zu sagen;
Noch Eines ist mir dämmernd offenbar:
Den Baum, — du siehst ihn dort im Lichte ragen
Wie einen König in der grünen Schar, —
Macht des Erlösers Kuß einst Früchte tragen
Ob allen andern Früchten wunderbar.
Er nimmt und pflanzt ihn in der Völker Kreise,
Sein Schirm giebt Frieden, Leben seine Speise.

„Wann aber dieses Hohe sich vollende,
Das liegt verhüllt in dunkler Zukunft Schoß,
Deß' Schleier lüften nicht geschaff'ne Hände;
Dem Baume dort entnimm das Eine bloß: —
Erst muß er blüh'n, ehdem er Früchte spende,
Und noch bedeckt ihn frühes Lenzgesproß.
Nur langsam schreiten seine Jahreszeiten,
Noch manch Jahrhundert mag darüber gleiten.

„Von der erwählten Stätte teil' ich gerne
Dir mit, was ich geschaut in stiller Nacht.
Ein heilig Land liegt dort in Südens Ferne,
Auf das des Himmels Huld voll, heiter lacht,
Zwiefachen Glanzes leuchten seine Sterne,
Die Marken sind geschirmt von Geistermacht;
Land Kanaan heißt's nach der Menschen Weise,
Der Offenbarung Land im Sternenkreise.

„Gestalten seh ich auf- und niederschweben
In Weihestunden über jenem Ort,
Gebilde, tief geheimnisvolle, weben
Sie durch des Himmels luft'ge Hallen fort,
Der Dinge Schatten, die sich einst begeben,
Dem frommen Auge sichtbar sind sie dort.
Nicht weiß ich, also fern, sie klar zu deuten,
Dir aber ist's vergönnet nah' zu schreiten.

„D'rum säume nicht; nach dieser bessern Nahrung
Aus Himmelshöhen richte deinen Sinn,
Zieh mutig aus in's Land der Offenbarung,
Dort harret dein der herrlichste Gewinn,
Von jedem höhern Ahnen die Erwahrung,
Des neuen Morgens rosiger Beginn!
Du lebe wohl! mich hält ein hoher Wille
Hier an der Urwelt Pforten, ernst und stille."

Der Geisterjüngling wandert still von hinnen,
Ihm wird es licht, nicht schaut er mehr zurück.
Wie froh er zieht! mit jedem Schritt zerrinnen
Der Wolkenbilder mehr vor seinem Blick.
Wie froh er zieht! mit jedem Schritt gewinnen
An Kraft die Sohlen, das Gemüt an Glück.
So wandre, Geist, in hoffnungsreiche Ferne,
Den Pfad bestrahlen alle guten Sterne!

Der Abend kommt; er hängt den Schleier düster
Mit leisen Fingern auf von Baum zu Baum;
Verstummt ist, dem ich horchte, das Geflüster,
Ich schüttle mich empor aus meinem Traum.
Wehmut und Dämm'rung nahen, die Geschwister,
Sie decken mich, die Thränen halt' ich kaum;
Ein Trauern ist's, ein Sehnen, die sich streiten
Und wechselnd schauern durch der Seele Saiten.

Der Bergesscheitel steht im Rosenglühen,
Den sich die Sonn' als Liebling auserkor;
Im Thale seh' ich düstre Schatten ziehen,
Mit hundert Armen langen sie empor;
Die Sonnenstrahlen zittern und entfliehen,
Des Sonnenjünglings Haupt deckt bald der Flor.
Das ist der alten Nacht unheimlich Werben,
Ein traurig Bild vom Untergeh'n und Sterben.

So sank, o Hellas, deine Sonne nieder
Und buhlerisch umschlang auch dich die Nacht,
Drum fröstelt Todesschauer durch die Glieder
Auch deiner Muse, die so heiter lacht,
Ein Grau'n bedecken deine hellsten Lieder,
Dein Leben schrickt vor einer dunkeln Macht.
Ein tiefes Weh faßt drob den Eingeweihten,
Die andern aber wissen's nicht zu deuten.

Doch wie das Dunkel unten sich verdichte,
Daß Todesahnung auf die Seele fällt,
Der Himmel steht in tausendäugigem Lichte,
Das winkt so gastlich aus des Vaters Zelt,
Draus wallen süß erquickende Gesichte
Von ew'gem Leben aus in alle Welt;
Daran muß alles, alles sich erneuen,
O teures Hoffen, inniges Erfreuen!

Nicht konnte jener Menschenfrühling dauern,
Ein gift'ger Hauch versengte seinen Grund;
D'rum immerhin, o Seele, neig' in Trauern
Dich auf sein Grab, vom Wehgefühle wund.
Doch angeweht von frischen Lebensschauern
Sieh auf, es wird dir frohe Botschaft kund:
Dem Tod ist nicht auf immer Macht gegeben,
Und auch der Kunst quillt oben neues Leben.

Ernst laßt uns zu den Tempeltrümmern wallen,
D'rin Hellas Geist zum Enkel niederschaut,
Doch nimmer, nimmer auf die Kniee fallen
Vor jenem Bilde, dem sie sind erbaut;
Das Ewigschöne wohnt in andern Hallen,
Und seine Hymnen haben andern Laut.
O dürft' ich mich mit heiligen Gesängen
Auch in die Chöre seiner Jubel drängen!

Inhalt.

	Seite.
Vorwort.	1
Alois Meßmer. Ein Lebensabriß	6
Alois Meßmer. Gedichte:	
Rolands Tod	55
Geisterleben.	57
Sehnsucht	57
Ahnung.	58
Der wandernde Knabe	58
Faust. I. Faust's Klage	61
II. Faust's Gesicht.	65
Das Münster.	67
Ein Wörtlein voran.	68
An Dich	68
Phantasie in der Wintermondnacht	69
Der Lenzschmuck	69
Schiffers Wunsch.	70
Der Einsame	70
Das Liebesreich	71
Thuiscon's Geist.	74
An Uhland	78
Zum Eingang.	78
Einkehr	79
Der Friedensengel	79
Entzücken an die Muse.	80
Die Verzweiflungsdichter	80
Des Sängers Rache.	81
Maifeier der seligsten Jungfrau	83
Auf ein Grab.	83
Schneegruß	84
An einen Compositeur	85
Einladung	87

Aufruf 87
Bundeslied 88
Des Liedes Erwachen 89
Alt und Neu 89
Lieder ohne Maß 90
Das Lied vom Frieden 91
Die Zelle 91
Der Schwan 92
Vom Etsch-Thal 93
Nachruf 94
Abschiedsgruß 95
Antwort 96
Der Zauberschatz 97
Frühlingsgang 97
Die zwei Lenze 98
Morgenphantasie 98
Des Liedes Pfeil 99
Festprolog 100
Auf Jos. Görre's Grab 101
Das freie Wort 102
Willkomm dem Kaiser 104
Preisgekröntes Schützenlied 106
Schützenfest 107
Widmung 108
Auf den Tod eines Kindes 109
Engelssegen 110
An Mamma 111
Vorfrühling 112
Auf ein Grab 113
Die Marienkapelle 113
Unsere Zeit 114
Religion und Kunst. Vorgesang 114
I. Gesang 118

Berichtigung.

Seite 95, Zeile 11 von oben ist zu lesen *suchen*, zwei Zeilen zuvor *Weh'*; Seite 96, am Schlusse der Zeile 16 von unten soll Komma (,) stehen. Andere kleinere Verstöße korrigiert der Leser von selbst.

Bögl

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meßmer, Alois,

Leben und Gedichte

Natal 1890
P.o.germ. 933 ad
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11671446-5